

CHRONIK DER LITAUISCHEM KATHOLISCHEN KIRCHE

NR. 35

In dieser Nummer:

Gruß an Papst Johannes Paul II.
An Pater Pedro Arrupe, Prior des Jesuitenordens
Vernehmungen
Briefe aus dem GULAG
Eine GULAG-Hochzeit
»Begegnung« — Sprachrohr des KGB der UdSSR
Vernichtung schöpferischer Kräfte in Litauen dauert an
Aus dem Priesterseminar Kaunas
Nachrichten aus den Diözesen
In Sowjetschulen
Katholiken in der Sowjetunion
Aus dem Archiv der LKK
Neue Publikationen aus dem Untergrund

16. November 1978

GRUSS AN PAPST JOHANNES PAUL II.

Eure Heiligkeit!

Wir, Priester und Gläubige Litauens, grüßen Sie anlässlich Ihrer Wahl zum Oberhirten der Kirche und der Inaugurationsfeierlichkeiten des Amtsantritts. Wir wünschen Ihnen die Erleuchtung des Heiligen Geistes und das Feuer Seiner Liebe bei der Leitung der Kirche in dieser Zeit des kämpferischen Atheismus und Niedergangs aller Tugend.

Wir glauben und hoffen, daß Litauen und den anderen Nationen, in denen die Kirche verfolgt wird, in Ihrer Person jene starke Hilfe eines eifrigen Verfechters der Rechte und Freiheiten der Gläubigen zuteil wird, auf daß Christi Evangelium unbehindert jedes nach Wahrheit und Liebe dürrstende Herz erreicht. Diese unsere Hoffnung wird durch den Umstand bestärkt, daß unsere Lebensbedingungen Ihnen sehr wohl bekannt sind und Sie selbst über große Erfahrung im Kampf für die Rechte der Gläubigen verfügen.

Unsere Erwartungen beziehen sich besonders darauf, daß die vatikanische Diplomatie unter Ihrer Führung eine Richtung einschlägt, die uns mit Ehrfurcht

und Vertrauen zum Heiligen Stuhl erfüllt und Gläubige wie Geistlichkeit der Länder des Ostens nicht in Pessimismus und Passivität wegen diplomatischer Nachgiebigkeit gegenüber den Atheisten versinken läßt. Während des 41. Eu- charistischen Kongresses begeisterte uns der von Ihnen geleitete Gottesdienst für die Nationen, in denen die Kirche verfolgt wird.

Mit mutigen Worten sind Sie damals für die Verteidigung der Rechte der Gläubigen eingetreten und verwiesen besonders auf den Mut der Gläubigen Litauens bei ihrem Kampf für die Kirche Christi.

In Ihrer ersten Ansprache an die Kardinäle gedachten Sie der Menschen, die um des Glaubens willen in Gefängnissen schmachten. Eine ganze Reihe der Söhne und Töchter unseres Volkes — Petras Plumpa, Nijolė Sadūnaitė, Ona Pranskūnaitė, Vladas Lapienis u. a. — erleiden für die Sache Christi Lagerhaft und Verbannung.

Uns erreichte die Nachricht, Sie hätten bereits in Ihren ersten Erklärungen gesagt, die Hälfte Ihres Herzens gehöre Litauen. Sie haben den Wunsch geäußert, Ihr Vaterland Polen und auch die Sowjetunion besuchen zu wollen. Wie sehr wünschten wir, daß Sie bei dieser Gelegenheit auch das katholische Litauen besuchen würden! Sie werden dann Gelegenheit haben, die Gläubigkeit und Treue der Litauer zur Kirche und ihrem Obersten Hirten zu erfahren.

Ihre Grußworte in litauischer Sprache haben wir hier als Wertschätzung unserer Opfer für die Sache Christi empfunden. Durch den Empfang unserer Bischöfe haben Sie den Gläubigen Litauens erneut Ihr väterliches Wohlwollen bezeugt.

Gott hat unser Flehen wahrhaft erhört, und wir fühlen uns heute weniger verlassen, denn je zuvor. Unsere von Herzen kommenden Gebete werden Ihr Leben und Wirken in Erwartung wirksamer Hilfe treulich geleiten.

Im Namen der Geistlichen und Gläubigen Litauens
»Chronik der Litauischen Katholischen Kirche«

AN PATER PEDRO ARRUPE, PRIOR DES JESUITENORDENS

Seit 400 Jahren leuchtet an den Bernsteingestaden des Baltischen Meeres — in Vilnius, der Hauptstadt Litauens — in die Herzen und Sinne der Menschen ein heller und voller Lichtstrahl des Wissens, ausgehend von der ältesten Hochschule des Landes, der Universität Vilnius. Dieser Hort der Wissenschaft für Litauen ist eine Gründung des Jesuitenordens. Dank der Fürsorge und aufopfernden Tätigkeit der Angehörigen dieses Ordens wurden hier für Litauen Männer der Wissenschaft und schöpferische Persönlichkeiten der geistigen und materiellen Kulturwelt unseres Volkes ausgebildet.

Aus Anlaß dieses ehrenvollen Jubiläums (1579—1979) dankt die gläubige Öf-

fentlichkeit Litauens in Ihrer Person dem Orden der Jesuiten für dieses kostbare Geschenk an unsere Heimat und gedenkt in dankbarer Fürbitte aller bekannten und namenlosen Angehörigen des Jesuitenordens, die jemals an der Universität Vilnius tätig waren. Gleichzeitig bedauern wir, daß dieser Tempel der Wissenschaft — nach dem Willen seiner Gründer der Wahrheitsfindung, ihrer Verteidigung und Verbreitung verpflichtet — heute dazu mißbraucht wird, Wahrheit zu verfälschen, zu verbergen oder gänzlich zu negieren.

Welche Verhöhnung der wahren Absichten der Gründer stellt allein die Tatsache dar, daß heute kein gläubiger Christ an dieser, von Jesuiten gegründeten Hochschule studieren darf; kein Priester oder Ordensangehöriger aus Litauen oder dem Ausland darf das Universitätsgelände auch nur betreten. Aus diesem Heiligtum der Wissenschaften verbreitet man heute den Atheismus, der Wissenschaft niemals war, noch jemals sein wird — der aber mit allen Mitteln versucht, Gott, den ewigen Urquell aller Wahrheit, abzulehnen, zu verhehlen und zu entstellen. Wir bitten Sie, gedenken Sie im Gebet auch unserer leidvollen Heimat Litauen.

VERNEHMUNGEN

Am 4. Oktober 1978 erhielt Frl. Marytė Vitkūnaitė, wohnhaft in Kaunas, die Aufforderung, sich bei dem Vernehmungsbeamten Urbonas der Geheimpolizei Vilnius zu melden. Frl. M. Vitkūnaitė meldete sich in Vilnius am 5. Oktober; das Verhör dauerte fünf Stunden.

Der Vernehmer Urbonas eröffnete der Vorgeladenen, er verfüge über eine Menge von Zeugenaussagen über sie. Zunächst fragte er nach Frl. Angela Sabaliauskaitė — seit wann sie mit ihr bekannt sei, welche Art Literatur sie ihr gegeben habe, wie oft sie zu Besuch gewesen sei u. a. Frl. M. Vitkūnaitė erklärte dazu, sie kenne überhaupt keine »Angela«. Die Befragung bezog sich alsdann auf Frl. Monika Didžiokaitė. Der Tscheekist machte die Vorgeladene mit den Aussagen dieser Monika bekannt: Zeitpunkt des Kennenlernens, Besuche zusammen mit der erwähnten Angela, Überbringen einer Schreibmaschine, wie oft noch weitere Besuche stattgefunden hätten. Wiederum verneinte Frl. Vitkūnaitė alle Angaben, vor allem kenne sie keine Monika Didžiokaitė. Der Vernehmer Urbonas wollte jetzt wissen, wie die Vorgeladene die Bekanntschaft eines Romas Blažukas gemacht habe, von anderen auch Petras genannt; wie oft sie im Priesterseminar gewesen sei, welche der dortigen Kleriker sie kenne, welche Vor- und Zunamen sie angeben könne. Der Beamte rühmte sich sogar, zu wissen, wann sie aus dem Seminar eine Schreibmaschine samt Koffer abgeholt habe. Die Maschine habe sie dann bei »Monika« gelassen und den Koffer nach Hause mitgenommen. Frl. Marytė gab an, vor fünf oder sechs Jahren tatsächlich im Seminar gewesen zu sein, doch wisste sie nicht mehr warum, und sie habe das Seminar spä-

ter nie wieder betreten. Urbonas erklärte, Frl. Marytė sei schuldig, und man könne sie wegen Abstreiten von Tatsachen verurteilen.

Anschließend wurden bei der Haussuchung konfisierte Sachen vorgelegt und von der Vorgeladenen verlangt, sie möge erklären, wie diese Dinge in ihren Besitz gelangt seien. Darunter befanden sich Nr. 9 der Zeitschrift *Aušra*, das Buch *Lietuviškojo charakterio problemos* (Probleme des Litauischen Charakters), der Aufsatz *Žmogus ir gamta* (Mensch und Natur), ein besprochenes Magnetonband. Der Beamte des Geheimdienstes verlangte, die Vorgeladene solle alles bedauern und gestehen — so sei es besser für sie. Frl. Vitkūnaitė erklärte, daß sie nichts Böses getan habe und daher auch nicht wisse, was sie eigentlich zu be-reuen hätte.

Zu Ende der Vernehmung wurde ihr das Magnetofonband zurückgegeben, die Schreibmaschine, das Notizbuch und andere Sachen aber einbehalten. Der Beamte zeigte ihr im Notizbuch, von eigener Hand eingetragen, die Namen und Adressen von Monika, Angela und Blazukas, deren Kenntnis sie bestritten hatte. Unzufrieden mit der Antwort, drohte der Vernehmungsbeamte Urbonas mit zukünftigen Strafen. Schließlich wurden Handschriftproben von M. Vitkūnaitė gemacht, zwecks Einholung eines graphologischen Gutachtens.

Am Hauptmarkt von Vilnius wurde am 14. Juli 1978 gegen 12 Uhr Frl. Regina Teresiutė, wohnhaft in der Kleinstadt Kelmė, von einem uniformierten Milizionär angehalten. Der Beamte ergriff ihre Hand und versuchte sie in ein Auto zu zerren, doch ging das Mädchen wortlos in Richtung Markteingang weiter, der Milizionär nebenher und versuchte sie zu überreden, doch in das Auto einzusteigen. Als sie weiter nicht reagierte, versuchte der Beamte sie gewaltsam in das Auto hineinzutun. Regina begann daraufhin laut zu schreien, sie sei völlig unschuldig, es gab einen Aufruhr, und eine Menge Leute strömten zusammen. Um einen Skandal zu vermeiden, als habe er anscheinend »eine Falsche« erwischt, ließ der Milizionär von dem Mädchen ab und versuchte, die Menge zu zerstreuen. Die Beaufsichtigung übernahm jetzt ein anderer Uniformierter, der einen jeden ihrer Schritte auf dem Markt genau verfolgte. Als Regina schließlich den Markt verließ, wurde sie von dem ersten Milizionär in Begleitung eines zivilen Beamten des Geheimdienstes mitgenommen. Der Milizbeamte hielt einen »Wolga«-Pkw an und versuchte, Regina gewaltsam in den Wagen zu zerren. Dies gelang den beiden schließlich mit vereinten Kräften, und sie plazierten sich zu beiden Seiten der Festgenommenen. Zunächst verlangten sie nach Ausweispapieren. Da die Überfallene zum Marktbesuch keine Ausweispapiere mitgenommen hatte, verlangten die Polizisten, sie nach Hause zu fahren, um die Dokumente dort einzusehen. Die Jugendliche weigerte sich jedoch und wurde daraufhin zur Eisenbahnmiliz gebracht und ausgesetzt, der Fahrer mit einer Halbliterflasche (Wodka) »bezahlt«. Der dortige Vernehmungsbeamte gab seinen Namen nicht an, sprach russisch und verlangte auch von Regina russisch zu sprechen. Das Mädchen sprach nur litauisch. Auf die Frage, warum man sie hierher gebracht

habe, erklärte der Vernehmungsbeamte, einer Frau sei die Tasche abhanden gekommen, und die Verhaftete habe den Diebstahl begangen. R. Teresiüte protestierte und erklärte: »Weil Sie lügen, werde ich überhaupt nicht mehr antworten.«

Angesichts der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen, verließ der Vernehmungsbeamte den Raum und ließ das Mädchen allein mit dem Milizionär, der sie hierher gebracht hatte. Dieser begann mit Erschießen und anderen Strafen zu drohen, worauf Regina antwortete: »Ihr seid größere Verbrecher, erst sollte man euch erschießen.« — »Wir werden dich aufhängen!« brüllte der Milizionär zurück. Die Verhaftete erklärte dazu in aller Ruhe: »Hängt mich nur auf, findet aber erst einen Grund.« Das Mädchen wurde jetzt auf einen elektrischen Stuhl gesetzt und von oben so zudeckt, daß nur Kopf und Hände herausragten; doch wurde sie nicht von Stromstößen geschüttelt — der Stuhl war also wohl nur zum Angstmachen bestimmt. Jetzt erschien auch wieder der Vernehmungsbeamte und mokierte sich über das solchermaßen eingeschlossene Opfer, doch Regina meinte dazu nur gut aufgelegt: »Es schüttelt einen ja gar nicht. Eigentlich ist der Stuhl ganz bequem, bei einigem guten Willen könnte man sogar darin schlafen.« Angesichts solchen Wohlbefindens beschloß die Verhaftete, die Zeit nicht nutzlos verstreichen zu lassen, zog einen Rosenkranz hervor und verkündete als Intention: »Nun will ich für euch alle beten.« Und betete in sich gekehrt eine gute halbe Stunde. Der Vernehmer versuchte schließlich ihr Gebet in russischer Sprache zu unterbrechen. »Aha, also glaubst du an Gott! Oder hast du es dir anders überlegt?« Regina bat darum, sie nicht beim Beten zu stören. Man brachte sie anschließend in ein Nebenzimmer, wo ein ebenfalls russisch sprechender Vernehmer sie erwartete. »Wenn du nicht reden willst, so schreibe« — drängte der Tschekist. Die Gefangene ergriff Papier und Bleistift und erklärte: »Gut, sagen Sie mir Ihren Namen, damit ich ihn aufschreibe. Möglich, daß man ihn einmal braucht!« Der Geheimdienstbeamte brüllte zurück: »Erst wenn du deinen Namen nennst, werde ich auch meinen sagen», nahm Papier und Bleistift wieder weg und verlangte erneut nach den Ausweis-papieren. Die Verhaftete antwortete: »Ich habe mich in keiner Weise schuldig gemacht, habe an der richtigen Stelle bei Grünlicht die Straße überquert, niemand belästigt, keinen gestoßen, noch jemand gebissen. Warum haben Sie mich überhaupt hierher gebracht?« Die Antwort lautete:

»Wir haben Spekulationsverdacht, den wir hier überprüfen wollen.« Diese Unterstellung wies Frl. Teresiüte entschieden zurück, und nach diesem Gespräch ließ man sie allein. Nach einiger Zeit erschien wieder ein Beamter des Geheimdienstes und schlug den Einsatz eines litauisch sprechenden Vernehmungsbeamten vor. »Ihre Bemühungen sind zwecklos. Ich werde Ihnen nichts sagen«, erklärte die Festgenommene dem neuen Vernehmer, der ihr seinen Dienstausweis nur kurz vorwies, damit weder der Name noch die Fotografie genau zu erkennen waren. Nach erneuter Aufforderung, Ausweispapiere vorzuweisen, begann dann die Umerziehung: »Du bist so jung, so hübsch und doch so widerspenstig.

Sprich dich nur aus, und du wirst frei sein!« — »Auch Lob wird nichts helfen«, lautete die Antwort, »es läßt mich kalt. Würde ich mich schuldig fühlen, hätte ich vielleicht auch Angst. Ich glaube aber nicht, daß die sowjetische Miliz einen völlig unschuldigen Menschen ins Gefängnis bringen, erschießen oder aufhängen darf, wie das einer der hier anwesenden Herren meinte. Bin ich schuldig — was ist mein Verschulden?« Um eine plausible Antwort verlegen, erklärten die Geheimdienstler, das Mädchen habe eigentlich recht. Auf die Frage, was denn nun ihr Verschulden sei, erklärten sie schließlich: »Wir müssen alle Menschen ohne Papiere überprüfen.« — »Woher wußten Sie denn, daß ich keine Papiere bei mir hatte?« — »Du schienst uns verdächtig.« Wessen sie verdächtigt, blieb ein Geheimnis bis zum heutigen Tage. Man drohte ihr, sie ins Hauptgebäude des Geheimdienstes zu bringen, doch das Mädchen zeigte sich furchtlos. Dann wollte man wissen, wo sie arbeite: »Geben Sie vielleicht Konzerte, sind Sie etwa Dirigentin?« Diese Fragen beantwortete Frl. Teresiüte mit einem Scherz: »Die Miliz braucht doch keine Musiker; wie können Sie da annehmen, ich würde in Eure Dienste treten.« Die Tscheekisten drohten dann, es gebe drei oder vier Musikschulen in Vilnius, sie würden schon zeitig genug alles über sie erfahren und weitermelden. Auch dies ließ das Mädchen unbeeindruckt, worauf der Vernehmungsbeamte den Milizionär im Nebenzimmer fragte: »Ist der Wagen fertig, wir bringen sie nach Leninstr. 10« (Geheimdienstzentrale). Der Wagen stehe bereit, wurde zurückgemeldet. Frl. Teresiüte erkundigte sich, wohin sie nun gehen solle. Der Vernehmungsbeamte brummte bösartig zurück: »Geh raus!« Selbst kaum begreifend, daß sie nun frei sei, fragte Regina verwundert zurück: »Also wollen Sie weder meinen Namen wissen noch meinen Ausweis sehen?« — »Deinen Namen wissen wir ohnehin« — lautete die Antwort und Ende der Unterhaltung. Es war gegen 15 Uhr.

BRIEFE AUS DEM GULAG

Aus Briefen von Ona Pranskünaitė

2. November 1977

Meine Liebe, heute besuche ich in Gedanken den Garten der Toten. Dieses Jahr werde ich kein Lichtlein auf dem verlassenen Grabhügel anzünden, wird sich mein Herz nicht am Flackern der tausend Kerzen erfreuen können, kein brausendes Orgelpräludium hören, nicht das Glück haben, die Gnadenerweise der hl. Messe hinauszusenden ans andere Ufer. Doch ich meine, das sei nicht das Wichtigste! Wichtig ist allein, daß die einem Menschen zugemessene Zeit abgelaufen ist. Mein Glück will ich darin finden, zu tun, was ich tun soll. (. . .)

24. Dezember 1977

Ich danke Euch für die Weihnachtsgeschenke. Man hat sie mir nicht übergeben. Die Postkarte wurde zusammen mit der Oblate an meine Personalakte geheftet. Denn der Stern auf der Postkarte ist ihnen unbekannt — eben kein Fünfzacker. Unter sich erwogen sie, ob nicht irgendwas in der Oblate »eingebacken« sei. (. . .) Falls möglich, sendet mir bitte ein Paket. Es darf enthalten — ein halbes Kilo Rauchkäse, ein halbes Kilo Butter, der Rest kann aus Räucherspeck bestehen. Gesamtgewicht nicht über 5 kg. Bitte packt weder Wurst noch Wurstwaren noch anderes hinein, so etwas wird mir nicht ausgeliefert. Das Paket erreicht mich ungefähr nach einem Monat.

(. . .) In meinem Brief schwingen Töne der Heimatsehnsucht mit. Versteht mich nicht falsch. Wenn Gott es will und daraus Nutzen entsteht, will ich die Heimat mit meinen leiblichen Augen nicht mehr wiedersehen. Doch ist sie mir lieb und teuer. Würde ich nicht versuchen, diese sehnüchtige Liebe in Worten auszudrücken, es hieße, ich liebte sie nicht.

Wir arbeiten viel. Manchmal 14—15 Stunden am Tage, doch spüre ich kaum allzugroße Müdigkeit. Schlafe nachts schlecht. Um zwei Uhr morgens hört man von der Koloniezone Lieder singen, die zweite Schicht kehrt von der Arbeit zurück. Ich würde nicht sagen, daß diese Lieder aus frohem Herzen kommen, oft schwingt innere Hohlheit mit . . .

Für Euer Gebet, alle Fürsorglichkeit und guten Wünsche danke ich Euch, Kinder von Marienland! Euch, liebe Volkskameraden, sende ich Tag für Tag durch des Höchsten Hände die Geschenke, deren mein Leben übervoll ist.

Gott sei mit Euch.

23. Januar 1978

(. . .) Wir arbeiten lange Arbeitsstunden. Im Monat gibt es nur einen freien Sonntag. Die Gesundheit ist etwas besser, doch wie lange? (. . .)

20. Februar 1978

(. . .) Kinder von Marienland! Der Regen göttlicher Gnade komme über Euch. Seid nicht ängstlich und sorgenvoll, bleibt weise und stark . . .

Immer bei Euch im Gebet, im Leid und im Traum!

9. März 1978

Wie sehr warte ich auf Eure Briefe. Endlich da, . . . doch schwer wie Blei ist sein Inhalt. Ich wollte ihn vernichten. Doch das Datum: verstorben am 18., begraben am 22. . . . Bestattung . . . irgendwer hat meine Mutter beerdigt. Nein, ein Telegramm habe ich nie erhalten.

Kinder von Marienland! Bleibt Gott ergeben, folgt gehorsam jedem seiner Winke . . .

20. März 1978

(. . .) Stets sind sie mir vor Augen — gegenwärtig —, Mutters Hände, gefaltet zum letzten, ewigen Gebet. Hände, die meine kindliche Hand führten, von der Stirne zur Brust, die mich lehrten, das Kreuzzeichen zu machen. Hände, die selbst dem gekneteten Brotlaib noch das Kreuz aufprägten, die selbst das entfachte Feuer noch segneten. Jene müden Hände, die über das Bettchen der Kinder noch das Kreuz schlügen. Hände meiner Mutter . . .

Wie gut erinnere ich mich noch daran — als ich vor vielen Jahren aus dem Osten zurückkehrte und Mutter mit dem Zipfel ihrer Schürze sich die Augen wischte und stammelte: »Kind, nun bist du zurück . . .« Stillschweigend wischte auch Vater sich die alten Augen und sah mich schweigend an. Kein Wort. Er sprach nie, beobachtete nur. Das war seine Erziehungsmethode. Ein Mensch müsse einen anderen verstehen auch ohne daß ein Wort falle. Vater, mein Vater, der uns abends beim Schein der Petroleumlampe aus der Bibel vorlas und die Heilige Schrift erklärte . . . Die Lampe ist aus, das Licht verloschen, die Bibel zugeklappt. Und Vater schweigt für ewig . . . Alle Eure Briefe habe ich bekommen. Nach diesem werde ich nicht so bald wieder einen schreiben. Zwischen Aufstehen und Ruhezeit bleibt nur eine halbe Stunde. Schlaf genug. Wir schlafen acht Stunden . . .

26. März 1978

In diesem Jahr hatte ich nicht das Glück, an Einkehrtagen teilzunehmen, kein feierlicher Palmsonntag, kein frohes Auferstehungsfest. Das Auge konnte sich nicht am Glanz der im hellen Sonnenlicht glänzenden Monstranz erfreuen, keine wehenden Fahnen im Frühlingswind, keine wogende Menge betender Seelen. Und doch tauchte ich unter mit Euch im herben Ernst der Leidenszeit, mit Euch geleitete ich Christus auf seinem Weg nach Jerusalem, breitete die Palmläppchen meines Lebens zu seinen Füßen aus und sang mit Euch »Komm zu uns, mächtiger König«. Mit Euch geleitete ich Christus zu Seinem Platz auf dem Altar des Gesetzes, dankend für Seine Gegenwart in unserer Mitte, verneigte mich vor Christi Kreuz, kniete an seiner Bahre und sang das »Weinet ihr Engel«, intonierte das feierliche »Gloria« mitsamt der ganzen christlichen Welt. — Und nachdem ich Christus selbst in mein Herz aufgenommen, schreibe ich dankbar für den mir gewiesenen Lebensweg:

»Auferstanden bist Du, Christus, auf den Altären . . .«

»Auferstanden in meinem christlichen Volk.«

»Auferstehe auch in meinem Herzen . . .«

23. April 1978

Ein gläubiger Mensch muß heute um seines Glaubens willen viele schwere Leidenswege durchschreiten: man will ihn zu Tode bringen, in den mörderischen

Verließen der Geheimpolizei martert man ihn langsam zu Tode oder in Panik erzeugenden Deportationslagern, will ihn in Einzelkammern der Gefangenewaggons ersticken, um seine Liebe zu Christus schließlich in den Schneewüsten Sibiriens zu unterkühlen. Wie schmerhaft ist es festzustellen, daß sich der eine oder andere Sohn unseres Volkes von mancher »Fee«, die ihr Gewissen verloren hat, durch Versprechen von Freiheit und gesichertem Leben, den Preis einiger Silberlinge, verführen läßt. Die mir seinerzeit von Geheimdienstlern versprochene »Freiheit« erfreut mich nicht. Was soll eine Freiheit, in der ich dauernd von bösen, mißtrauischen Augen beobachtet werde, überall von Spitzeln begleitet, nur noch unter der Lupe zu leben. So würde meine zukünftige Freiheit aussehen. Silberlinge? Was sollte man eigentlich damit anfangen? Eines Töpfers Acker braucht man nicht mehr zum Begräbnis der Pilger. Die zugepilgerten Einwanderer haben uns unterjocht und werden uns dort bestatten, wo es ihnen gerade paßt. Uns, die wir Hoffnung des ewigen Lebens haben, ist nicht so wichtig, unter welchen Umständen wir unsere Tage beenden, wo man uns unser Grab gräbt. Uns kümmert weit mehr, daß Menschen unseres Volkes, erfüllt von Christi Lehre und Geist, auf den Grabhügeln ihrer Vorgänger stehend — um so größer, stärker und tapferer werden! Denn jeder von uns wird sich gerade wegen der Nichteinhaltung und Nichtweitergabe der lichten Lehre unseres Heilands vor Gott zu verantworten haben (. .).

1. Mai 1978

(. .) Aloyzas — ein mir unbekannter Sohn meines Volkes — rechnet mich in seinem Brief zu den politischen Gefangenen. Er irrt sich nicht. Der Geheimdienst hat mich dazu gemacht. Früher habe ich mich immer für unpolitisch gehalten, mich nie um Politik gekümmert. Als gläubiger Mensch interessierte ich mich für religiöse Literatur, die ich vervielfältigt habe, da ich ihren Nutzen und den großen Hunger danach in meinem Vaterland erkannte. Ich habe ganze Nummern der »Chronik der Litauischen Katholischen Kirche« abgeschrieben, weswegen man mich politischer Tätigkeit beschuldigt hat. Diese Publikation halte ich nicht für politisch und werde sie auch nicht als politische ansehen . . . , denn darin stehen nur unumstößliche Tatsachen.

(. .) Am folgenden Tag schickte meine Schwester das Telegramm über Mutters Tod. Sie haben es mir nie gegeben, so als sei es nie angekommen. Dann erwirkte meine Schwester ein ärztliches Attest, mit dem sie sich an den Milizchefin Biržai wandte, wo Mutter polizeilich abgemeldet war, und ersuchte um eine Unterschrift, um mit diesem offiziell beglaubigten Dokument mir telegraphisch eine Einladung zu übermitteln. Der Milizchef verweigerte die Unterschrift. Er weigerte sich, Mutters Tod zu bestätigen. Dabei ist ohnehin klar, daß ohne offizielle Abmeldung kein Totenschein ausgestellt werden darf. Ich weiß genau, daß nach einer Verfügung des Innenministeriums Beurlaubung aus der Lagerhaft bis

zur Dauer von zwei Wochen möglich ist — nicht nur beim Tode der Eltern eines Häftlings, sondern bereits bei Todesgefahr oder ernsthafter Erkrankung. Natürlich kommt so etwas in meinem Fall nicht zur Anwendung (. .).

Oft werde ich hier gefilzt. Ich ganz allein! Bei einer solchen Aktion nahm man mir einen kleinen Rosenkranz weg, den ich neun Monate hindurch verstecken konnte. Auch ein Bildchen und die Oblate zur Geburt Christi wurden nicht zurückgegeben. Auch die von irgend jemand zugelegten beiden Bildchen, als Beilage zu den Grüßen zum hl. Osterfest, wurden einbehalten. Bösartig fragte die Leiterin des Regimelagers: »Sollen etwa auch diese Bilder der Personalakte beigelegt werden?« — »Natürlich, nur zur Personalakte. Ich wünsche, daß meine Akte mit Sakramentalien dekoriert wird.« Wissen möchte ich in diesem Zusammenhang nur, wo eigentlich die von Pfarrer Č. Krivaitis verkündete Glaubensfreiheit ist. Leuten dieses Schlages würde ich raten, den Leidensweg meines Mitäftlings V. Lapienis nachzuvollziehen. Der weiß von keiner Lüge noch Heuchelei. Ein wahrhaft vollkommener Mensch.

Brüder und Schwestern in Christo.ängstigt euch nicht im Zugwind dieser Zeiten! Gott sendet Not, aber auch Kraft zu überwinden. Reue tut not für die Brüder, die ihr Gewissen um ein Linsengericht verkauften, Reue bedürfen unsere Verfolger, der Reue bedürfen auch wir selbst.

1. Mai 1978

(. . .) Der Frühling des vergangenen Jahres verging in den trüben Verließen des Geheimdienstes. Nur träge kriechen die Tage dort dahin. Die Stadt war voll mit warmer Frühlingssonne — doch nie drangen ihre Strahlen durch die Kellerfenster. Die Zelle ist feucht und kalt. Erst wenn man uns in den »Auslauf« führte, verspürten wir etwas von der linden Frühlingswärme (. .).

Mai 1978

Es wird Euch interessieren, was für eine Stadt dies Kozlovka ist. Es besteht aus drei winzigen Dörflein, verstreut über Berge, Hänge und Täler. Die Gegend ist schön: Hügel, Wälder, Schluchten, nicht weit vom Kälte ausstrahlenden Wolgafluß. Doch fremd bleibt das Land, und die Schönheit der Gegend sagt dem Herzen wenig zu. Außerdem betrachten wir die ganze »Schönheit« sehr einseitig — durch die halbgeschlossenen Fenster im zweiten Stock eines Fabrikgebäudes. Die kleinen Häuschen der Bewohner sind aus Holz, ähneln den Badehäusern in unseren Dörfern und haben ein, zwei oder drei Fenster mit Fensterläden. Die Leute in diesem Tal leben praktisch alle von dem Lager, und die im Lager hinvergetierenden Wesen werden als Einwohner des Städtchens Kozlovka geführt! Wie man hört, waren die drei Dörfer früher wegen ihrer vielen Ziegen berühmt. Als sich unser Eisenbahnzug dem Städtchen Kozlovka näherte, wartete da schon ein Auto samt Wachmannschaft des Lagers. Nach 300 Meter Fahrt waren wir schon in dieser Festung, umzäunt von zwei Ziegelmauern und zwei Reihen

Stacheldraht. Und innerhalb dieser Umzäunung bewegten wir uns alsbald ziemlich ungezwungen, als Hiesige sozusagen (. . .) Wir sind im Obergeschoß eines Ziegelbaus untergebracht. Hier verbringen wir also unsere Tage, die langsam und monoton dahinkriechen. In diesem Lager sind Frauen verschiedener Berufe inhaftiert, die früher einmal verschiedene Posten bekleideten: Ingenieure, Ärztinnen, Lehrer, Buchhalter, Leiter von Verkaufsläden oder Paßausgabebehörden, Studentinnen aller Fächer, Diebinnen, Prostituierte, Schwarzmarktspekulantinnen und eine, die wegen ihres Glaubens einsitzt; Ihr kennt sie.

Das Völkchen der Tschuwaschen galt bis vor kurzem als halbwild, und sie sind auch heute kaum von Wilden zu unterscheiden. Es handelt sich um Menschen mittlerer Statur, dunkelhäutig, schwarzhaarig, bekleidet mit merkwürdig haargen Umhängen. Vielen sind unbekannte Worte mit großen weißen Buchstaben auf den Rücken geschrieben. Eingeborene Tschuwaschenfrauen sitzen hier überwiegend wegen Mord, die Menschen dieses Volksstammes sollen sehr bösartig sein (. . .) Sonst sind sie ausnahmslos pedantische Erfüller des Gesetzes, und ihr Gott heißt Sowjetunion. Das Lagerregime ist daher sehr streng, und die Lebensbedingungen sind besonders hart. Die Leiterin der Regimeabteilung schickt — mangels Übersetzer — meine Briefe zur Überprüfung an die Miliz in Panevėžys. Auf Anraten gewisser Stellen in Vilnius hält man mich stets von Spitzeln umgeben. Spitzel gibt's wie Schlangen im Wald. Manche davon wollen in Kaunas gewesen sein und die Stadt kennen, andere hätten Vilnius besucht, wieder andere kennen sich angeblich gut in Moskau aus usw. Nur ich — Ona — war absolut nirgends und kenne rein gar nichts. Die Regimeleiterin ist tief bekümmert, da sie über mich keine zusätzlichen Auskünfte erhält, kommt daher oft dahergelaufen, fällt mir um den Hals und fragt z. B.: »Sagen Sie, bitte, welche Schulbildung haben Sie eigentlich?« — »Steht alles in den Akten«, sage ich darauf. »Aber das stimmt doch nicht«, gibt sie zurück und rennt schon davon. »Bedauere das vergebliche Mühen, kann aber leider nicht helfen.«

Auch über mich selbst kann ich einiges mitteilen. In diesem Rahmen und dieser mich umgebenden Welt fühle ich mich ruhig. Quasi normal. Bin weder Sklavin noch Königin, nur Mensch. Für mich selbst wünsche ich nichts, wähle auch nichts, fühle mich geborgen wie ein Kind in Gottes schützender Hand. Wollte Euch übrigens schon früher schreiben, daß sich die Lagerleitung um meine Gesundheit sorgt, fand aber bisher keine Gelegenheit dazu. Im Januar wollte man mich ins Gebiet Kemera bringen, in die Verbannung. Doch die stellvertretende Lagerleiterin war dagegen — ich würde Klima und Arbeit der dortigen Gegend nicht aushalten. Die Verbannten arbeiten dort in Farmen und auf dem freien Feld. Zur Zeit beratschlägt man noch, was mit mir zu machen sei. Ihr müßt wissen, daß die Lagerleitung bemüht ist, Abreisekandidaten zeitig anderen »Arbeitsorten« zuzuweisen. Vor drei Wochen starb hier ein 22jähriges Mädchen. Abgereist . . .

Kinder des Marienlandes, wenn Ihr erschöpft vor Mariens Altar in die Knie sinkt, denkt auch an uns.

14. Mai 1978

Unerwartet kam für uns am 4. Mai der Tag der Freiheit. Wirklich! Das Licht dieses Sonnenaufgangs streifte die Schatten der Nacht von uns ab. Sechzehn der hier inhaftierten Frauen wurden am 4. 5. bedingt entlassen. An diesem Tage erschien im Lager ein Milizbeamter aus Ulianovsk und der stellvertretende Direktor der Fabrik, in der wir arbeiten sollten. Von Kozlovka bis Ulianovsk sind es 300 km. Gegen 16 Uhr fuhren wir aus Kozlovka ab und erreichten Ulianovsk am nächsten Morgen gegen 9 Uhr. Die Reise war ermüdend, und wir waren sehr durchgefroren, schliefen aber gegen Morgen trotz aller Kälte doch ein. Als wir schließlich die müden Augen auftaten, erblickten wir in der Ferne einen sonnenbeschienenen Wald, nach dessen Durchfahren wir die Fabrikschornsteine von Ulianovsk erkennen konnten. Untergebracht wurden wir im 3. Stock eines Wohnheims. Das Zimmer ist sauber, etwa 18 m² groß. Meine Zimmergenossen sind drei Frauen, die ihre Männer umgebracht haben. Die beiden Zimmerfenster sind mit Gittern verziert. Bei der medizinischen Untersuchung bemängeln die Ärzte meinen Gesundheitszustand. Die Leitung des Lederverarbeitungsbetriebes hatte uns bereits Arbeit zugeteilt, doch verboten die Ärzte mir, die zugeteilte Tätigkeit auszuüben. So blieb ich in dem Kombinat zwei Tage ohneständige Arbeit und wurde von der Leitung von einer Stelle zur anderen geschickt, mit der Weisung, mir selbst einen Arbeitsplatz auszuwählen. Ich konnte nicht. Keine Wahl, denn überall stinkt es nach Emulsionen und Farben bei großer Hitze. So wurde ich denn von der Leitung neu eingeteilt. Die ersten Tage waren schwer, die Arbeit selbst ist erträglich.

In unserem Wohnheim residieren vier Milizionäre samt Familien. Sie schieben Wache reihum. Abends um zehn ist Kontrolle, jeden Sonntag auch für sie Registrierpflicht. Vor der Arbeit, nach Arbeitsschluß und an Sonntagen dürfen wir uns frei in der Stadt bewegen, Bergausflüge machen, auf der Wolga fahren usw. Wichtig nur — um 10 Uhr abends im Heim zu sein. Es ist hier viel besser als im Lager, obwohl die ersten Monate auch hier schwer waren. Unser Leben begann hier mit Nadel, Streichhölzern und Löffeln.

4. Juni 1978

Die Anzahl zugelassener Briefe, Pakete und Geldüberweisungen ist unbegrenzt, und wir bekommen den gesamten Inhalt, keine Kontrollen oder Beschränkungen. Schickt mir aber bitte nichts; ich möchte die gegenwärtige Zeit so durchleben, wie Gott es beschlossen hat. Denn es ist durchaus sinnvoll, Kälte, Hunger und andere Notstände selbst durchzustehen.

Heute ist Sonntag, und ich war in der kleinen orthodoxen Kirche, um dort die Kirschblüten, die ihr mir geschickt hatte, als Opfergabe darzubringen. Wie ihr wißt, gibt es in orthodoxen Kirchen keinen Altar, wo man Blumen niederlegen könnte. So schlich ich mich wie ein Dieb zum Bild des Gekreuzigten — zu dessen einer Seite die heilige Gottesmutter Maria, zur anderen St. Johannes sitzen

— und legte dort heimlich mein Opfergeschenk aus den Gärten meiner Heimat nieder, zu Füßen Marias — als Gabe aller ihrer lieben Kinder aus Marienland. (. .) Wenn Ihr mir wieder schreibt, legt bitte eine große Nähnadel bei. In Ulianovsk gibt's so etwas nicht (. .). Für zwanzig Arbeitstage im Monat bekommen wir 60 Rubel, davon lassen sich hier Ausgaben für die Nahrung bestreiten. Fleisch, Butter oder Wurst gibt es in dieser Stadt überhaupt nicht, Speck nur in Komis-Läden, Preis 5,47 Rubel das Kilo. Fleischwaren haben wir von unserem Speisezettel gestrichen, suchen erst gar nicht danach und leben von Milch, Brot und Kartoffeln. Die Milch ist eine Art geweißten Wassers — nach dem Austrinken braucht man die Flasche erst gar nicht zu spülen, sie ist schon sauber. An Lebensmitteln bitte ich mir zu übersenden — soweit in Euren Geschäften vorhanden — zwei Kilo Puddingpulver, einfachen Kaffee oder Kakao. Diese Lebensmittel gibt es in Ulianovsk nicht.

Meine Lieben, keine Aufregung wenn man den Briefkasten aufbricht und meine Briefe liest . . . Ich weiß sehr wohl, daß sich Geheimdienstler für meine Briefe interessieren, und vor denen habe ich nichts zu verbergen.

(. .) neulich war ich in der einzigen pravoslavnischen Kapelle hier. Als ich herauskam war ich verblüfft über die Masse wartender Menschen. Erstaunlich, denn wie lange hat man doch versucht, den Namen Gottes aus der Seele dieser Menschen zu tilgen, versuchte es weiter — und ohne Erfolg. Einmal besuchte ich den Heimleiter. Und in seiner schön möblierten Wohnung entdeckten meine erstaunten Augen an prominenter Stelle plaziert — religiöse Bilder. Es wurde mir warm ums Herz.

3. Juli 1978

Verrichte immer noch die gleiche Arbeit — Leder färben. Wenn ich mir so die Berge von Leder ansehe, frage ich mich unwillkürlich, in welches Land die Rinder wohl ausgewandert sein mögen, unter Zurücklassung ihres Fells? Oder ist es jetzt etwa Mode geworden, ohne Fell herumzulaufen? Hätte man die Rinder normal geschlachtet — es müßte doch Fleisch in den Läden sein. Aber die Geschäfte sind leer — weder Köpfe, noch Klauen, noch Schwänze!

(. .) Schreite weiter mein Volk, festen Schrittes auf den Pfaden, gesegnet von Schweiß und Blut der Heiligen, spüre deine Kindeshand in Gottes Händen. Gedenk unser an den Heiligtümern unserer Nation und im gemeinsamen Leid, das alle betroffen hat.

1. August 1978

Man verbietet mir litauisch zu schreiben oder litauisch geschriebene Briefe zu empfangen. Deswegen kämpfe ich mit der hiesigen Obrigkeit. Sie wollen nicht glauben, daß meine Briefe ohnehin in Vilnius geprüft werden. Solange auch nur ein Tropfen warmen Blutes in meinen Adern ist, werde ich weder auf unsere Schrift noch unsere Sprache verzichten. Solltet Ihr zukünftig keinen Brief von

mir bekommen, so wißt, man hat's verboten. Und man will doch schreiben, denn jeder Kontakt mit Menschen, gleich welcher Art, verbindet Menschen miteinander, genau wie jedes lange Schweigen die Menschen einander entfremdet. Ich bin sehr hartnäckig geworden. Ein gewiß unschöner Zug meines Wesens. Eure übersandten Wäschestücke wurden im Lager für persönliche Sachen hinterlegt. Nach Ende der Gefangenschaft wird man sie ausliefern. Mir selbst wurde eine Gefangenenumiform verpaßt. Darin spüre man keine Kälte, weil dies unsere »vorsorgende« Regierung so verordnet hat. Es gab auch neue Stiefel mit Schäften. Größe 50. Beide Füße haben in einem Stiefel Platz. Wären die Stiefel nicht kaputt, ich könnte darin wahrhaftig »Mütterchen Wolga« durchwaten, aber so bleibe ich wegen »schlechter Verdichtung« bereits im herbstlichen Hofdreck der Kolonie stecken.

In einem Brief schreibt Ihr, daß Gott mich vielleicht in die Heimat zurückführen werde. Ja, meine Lieben, vielleicht wird die Stunde der Rückkehr einmal schlagen. Doch kann es durchaus sein, daß die Schatten des Todes einen auf dem Heimweg erreichen (. . .)

Ona Pranskūnaitė

Aus Briefen von Vlada Lapienis

(. . .) Es wäre Dir sicher lieber, wenn ich bessere Nachrichten aus dem Lagerleben zu berichten hätte. Doch, wozu sich und andere täuschen. Die Realität kriecht selbst hervor (. . .) Wegen Nachlässigkeit der Bewacher bekam ich zwei Monate hindurch weder Zeitungen noch Journale. Die *Tiesa* kam erst am 2. August, das Journal *Nauka iihisn*, die Zeitung *Neues Leben* habe ich bis zum heutigen Tag nicht bekommen. Keine Ahnung, wohin seit zwei Monaten selbst die Jugendzeitung *Komjaunimo Tiesa* und einige andere Zeitungen und Zeitschriften verschwinden.

Die Verwaltung der 3. Kolonie weiß doch sehr gut, wo ich mich befindet, denn einige Deiner Briefe, nach Barschew adressiert, wurden mir ins 19. Lager nachgesandt. Andere Briefe von Dir und anderen Menschen, mit der alten Adresse, hat man, statt sie ans 19. Lager in meiner Nachbarschaft zu leiten, den Absendern über gut tausend Kilometer zurückgesandt.

10. September 1978

V. Lapienis

Aus Briefen von Petras Paulaitis

19. Mai 1978

(. . .) Ich erinnere mich fast an alle, mit denen ich 1958—1961 ein gemeinsames Schicksal teilen mußte; sie sind wohl aufgehoben in meinem Herzen. Doch Gott

allein weiß, ob sie sich noch an mich erinnern. Doch das ist nicht so wichtig. Wichtiger, daß sie gute Menschen seien, gut und glücklich leben. Vom 30. Januar 1961 bis zum 1. November 1971 befand ich mich selbst im »Reich der Zebbras«. Sei es wegen meines verschlechterten Gesundheitszustands — vom Aufenthalt in überfüllten feuchten Zellen sind meine Füße geschwollen — jedenfalls wurde ich in ein Lager mit weniger strengem Regime verlegt — von dort in ein anderes, noch in ein weiteres — jeweils immer weniger Mann pro Zelle, aber auch immer weniger Fläche — Vorteil nur insoweit, daß wir jetzt nicht mehr in abgeschlossenen Zellen hausen, die Fenster nicht mehr vergittert und die Häftlingsuniformen nicht mehr gestreift sind. Kurz und gut, nichts besonders Neues, doch überall ein Trend zur Verschlechterung. Doch vorläufig mangelt's noch nicht an unserem täglichen Brot. Es gab ja schon Tage, wo man Brot nur im Traum ab. Ihr fragt, ob man Geld überweisen darf und ob dafür etwas zu kaufen ist? Geldsendungen sind erlaubt, doch sehen wir nichts davon und dürfen monatlich nur für 7—9 Rubel in der Lagerkantine einkaufen. Wer bei der Lagerverwaltung als straffällig gilt, oder seine Norm nicht erfüllt hat, dem wird die Verwendung dieses Betrages oder eines Teils desselben verboten.

Alle werden zur Arbeit gezwungen. Invaliden wird die Zahl der Arbeitsstunden besonders festgesetzt. Mir selbst sind sechs Arbeitsstunden verschrieben, in Wirklichkeit sind es viele mehr. Sicher handelt es sich nicht um Feld- und Waldarbeit, aber sie macht Kummer genug. Wichtig erscheint vor allem, daß man ja dauernd beschäftigt ist. Wie das weitergehen soll mit Arbeitslohn usw. ist schwer zu sagen — denn so geht das nun schon seit dem 12. April 1947. Ohne Urlaub, Atempause oder »Generalüberholung«, ohne ruhige Stunde, schleppen sich nun das Joch im rußländischen Herrschaftsbereich. Von Essen und Unterkunft wollen wir erst gar nicht reden!

Mose befahl den Juden einst — dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht zu verbinden, und die hungrigen Tiere durften gelegentlich einen Happen Heu oder ein paar Ähren schnappen. Die Verkünder der neuen Zivilisation und Menschlichkeit machen das umgekehrt — immer neue Verfassungen werden erlassen, zusammen mit geheimen, nur an den Barackenwänden der Lager publizierten Instruktionen, die uns das Maul zubinden, damit wir hungrig bleiben, weder sprechen noch klagen. Voneinander getrennt, gegeneinander aufgehetzt, in kleinen Grüppchen isoliert, abgeschlossen in unzugänglichen »Brunnenschächten« — den Menschen bleibt nur zu leiden und zu schweigen. Auch ich schweige — doch glaube ich zugleich an göttliche Fügung, ohne die kein Haar von unserem Haupte fällt, und sage »fiat voluntas Tua«, denn »es gibt nichts Schlecht es, was nicht doch dem Guten dient«. Freiheit ist ein teuer Gut.

Man läßt keine Bücher, Periodika, nicht einmal Zeitungsbanderolen zu uns durch. Keine Empfangs- noch Versandberechtigung außer ein kg Banderolen-verpacktes und ein Paket im Gewicht von 1,5 kg im Jahr. Zeitungen und Zeitschriften können über die Lagerverwaltung bestellt werden, verschwinden aber sehr oft spurlos und werden in jedem Falle stets mit großer Verspätung ausgelie-

fert. Es ist schon schlimm. — Ein gutes Buch haben wir hier schon lange nicht mehr gesehen. Es ist wie in dem alten Gedicht: »Weder Schrift noch Druck sollen wir haben — und sie sagen, Litauen (der Gefangene!) habe dunkel und dreckig zu sein, um als rückständig zertrampelt zu werden . . .«

Die sozialen Dienste sind ebenfalls kümmerlich. Schwer, alle Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten auch nur aufzuzählen. Die medizinische Versorgung ist schlecht, die Apotheken haben fast nichts für uns. Seit langem habe ich offene Füße, kann an Schuhe nur in »süßen Träumen« denken, hier gibt es keine Heilungsmöglichkeit. Wie gut, daß es noch gute Menschen gibt auf dieser Welt. Der eine so, der andere anders — mit Hilfe von guten Taten und Gebeten guter Menschen habe ich nun schon mehr als die Hälfte meiner Jahre verbüßt. Noch viereinhalb Jahre! Am 30. Oktober 1982 wird meine Tributzahlung an den Erbauer ein Ende nehmen.

Zeit, Schluß zu machen, womöglich könnte mein Brief die hohen Mauern unseres »Brunnenschachts« nicht mehr überwinden. Ich bitte sehr um Leukoplast für meine Fußwunden, Briefkuverts, ein paar »Karvute«-Bonbons, Briefmarken.

Glaubt mir, beim Schreiben werde ich vor Scham rot, wie ein gesottener Krebs . . . Vor allem aber, gedenkt meiner in Euren Gebeten vor Gottes Altar. Bitte, grüßt alle gemeinsamen Bekannten.

Petas Paulaitis

EINE GULAG-HOCHZEIT

Am 28. Juni 1978 erhielt Frl. Irena Dumbryté eine Mitteilung von der Adresse: Mordovskaja ASSR, Zubovo-Polianski Rayon, pos. Sosnovka UC ZX 385/1. Unterschrift der Mitteilung — Lagerchef A. A. Satajev und Bürochef V. S. Davidov. Inhalt der Botschaft — Registrierung der Eheschließung der I. Dumbryté mit Balys Gajauskas findet am 22. Juli 1978 statt. Falls zeitiges Erscheinen nicht möglich, rechtzeitig Mitteilung erbeten.

Am festgesetzten Tage erschien in Sosnovka Frl. Irena Dumbryté in Begleitung von Pfarrer Zdebskis und ihrer Schwester L. Šulskiené. Als Katholikin wünschte Irena Dumbryté eine Bekräftigung der standesamtlichen Eheschließung durch eine kirchliche Trauung, zu der es zweier Zeugen bedarf. So erfüllte sie auch den Wunsch von Balys, daß ein Priester an der Zeremonie teilnehme. Nach Ankunft wurde der Spezialabteilung mitgeteilt, man sei zur Eheschiebung bereit. Von dort erging Gegenbescheid, die genaue Uhrzeit der Zeremonie werde telefonisch dem Wohnheim gemeldet, in dem Frl. Dumbryté untergekommen war. Dort wartete man den Tag hindurch vergeblich. Am Morgen des 27. meldete sich Ire-

na Dumbryté daher persönlich bei der Spezialabteilung. Dort verlautete, man habe leider keine Telefonverbindung mit Javas bekommen, sie möge daher ins Heim zurückkehren und warten. Um 15 Uhr wurde die Wartende dann angewiesen, sich zum Lagertor zu begeben. Hier warteten dann Irena Dumbryté, ihre Schwester Laima und Pater J. Zdbeskis eine weitere halbe Stunde.

Als Frl. Irena Dumbryté am 5. Juni ihre Dokumente zur Spezialabteilung gebracht hatte, war ihr erklärt worden, sie könne mit zwei Zeugen zur standesamtlichen Registration ihrer Eheschließung erscheinen. Jetzt gestattete man den Zeugen erst gar nicht, das Gebäude des Standesamts zu betreten.

Die Registrationsprozedur dauerte 10–15 Minuten. Alle Dokumente lagen bereits zur Unterschrift bereit. Erst führte man Irena Dumbryté ins Zimmer, später B. Gajauskas. Letzterer erschien in gestreiftem Lagerdreß, zerrissenen Schuhen, kahlgeschoren und bezeichnete seinen Aufzug als »Ausgehanzug«. Die Braut war in weißem Brautkleid erschienen.

Bei der vorbereitenden Ausfertigung der Dokumente war den Brautleuten eine dreitägige persönliche Begegnung zugesagt worden. Doch noch vor Beginn der Eheschließungszeremonie erklärte der Lagerleiter, es werde keine solche persönliche Begegnung geben, denn Balys habe bereits am 6. Juni eine persönliche Begegnung gehabt — ein zweitägiges Treffen mit seiner Mutter (drei Tage sind erlaubt). Ein weiterer Termin komme nicht in Frage. Wegen eines gemeinsamen Beisammenseins müsse man noch beraten und werde morgen Bescheid geben. Am morgigen Tage fuhr Frau Dumbryté-Gajauskiené zu dem stellvertretenden Leiter der Lagerverwaltung, Novikov, nach Javas. Dieser eröffnete ihr grob, es werde kein Treffen geben, außerdem betreffe die Sache gar nicht sie, sondern Balys. Um ihre Tränen nicht zu zeigen, lief Frau Gajauskiené aus dem Dienstzimmer. Nach Sosnovka zurückgekehrt, ging Frau Gajauskiené wegen des Treffens zum Lagerleiter Nekrasov, schrieb eine Erklärung und wartete zwei Stunden am Lagertor, bis eine Aufsichtsperson des Lagers geruhte, das Schriftstück in Empfang zu nehmen. Nach mehreren Stunden wurde Frau Gajauskiené die Genehmigung eines zweistündigen Zusammenseins mit ihrem Mann mitgeteilt, und sie habe um 15.30 Uhr am Lagertor zu sein.

Als erste wird Frau Gajauskiené in das Besucherzimmer geführt und an einen Tisch am Fenster gesetzt, eine weibliche Aufsichtsperson daneben. Im Abstand von zwei bis 2,5 Meter, am Eingang, befindet sich ein anderer Tisch . . . B. Gajauskas wird hineingeführt und an diesen Tisch gesetzt, ein Wachmann des Lagers an seiner Seite. Die Tür zum Korridor bleibt offen, dauernd gehen Menschen hin und her, um die Aufmerksamkeit abzulenken und keine Konzentration auf ein Gespräch zuzulassen. Ein persönliches Treffen erhoffend, hat Frau Irena ihre Handtasche mitgenommen; sie wird ihr weggenommen und erst zu Ende zurückgegeben! Sie hat ferner einige Lebensmittel mitgebracht, sieht jetzt aber keine Möglichkeit, diese zu übergeben. Als sie ihrem Mann davon berichtet und die Unmöglichkeit einer Übergabe erwähnt — schlägt die weibliche Überwachungsperson hilfsbereit vor — sie selbst könne die Lebensmittel ja überneh-

men, zumal im Lager ohnehin ein Mangel an Lebensmitteln herrsche. Doch Balys warnt seine Frau, wenn sie die Lebensmittel an die Wachen übergebe, werde man sie nach einem entsprechenden Paragraphen für mehrere Jahre einsperren — wegen »Spekulation«.

Gajauskas war befohlen worden, bei dem Zusammentreffen nur russisch zu sprechen, obwohl doch er und seine Frau Litauer sind. Die Wachhabenden erklären, ein litauisch verstehender Zensor könne erst nach einer oder mehreren Wochen gestellt werden. So sind beide gezwungen russisch zu sprechen, und die Bewachung mischt sich laufend in die Unterhaltung ein. Die Neuvermählten dürfen sich zu Beginn und Ende des Treffens nicht einmal die Hand reichen. Ein weiteres Zusammentreffen wird Balys Gajauskas erst in einem Jahr genehmigt werden. Doch erklärt der Lagerchef bereits vorsorglich, es sei ja möglich, daß der Häftling inzwischen mit Strafen belegt werde, die ein persönliches Treffen auch nach einem Jahr verunmöglichen. Diese Art von humanistischem Geist herrscht heute im Dschungel des GULAG. Eine zivile Eheschließung gilt der Kirche als nichtig. Angesichts der obwaltenden Umstände erhielt Pater J. Zdebskis daher die bischöfliche Genehmigung, zuzulassen, daß die Eheleute selbst den Treueeid leisten und die Kommunion zu sich nehmen. Die Eidesformel konnten sie zwar sprechen, doch als Frau Gajauskienė ihrem Mann das Allerheiligste reichen wollte, wurde dies von den höhnischen Wachen auslachend verhindert. So endete dies lang erwartete und ersehnte »Zusammensein«. Die Wachen schlossen das Lagertor, doch konnte man durch einen Spalt inmitten des Platzes Balys Gajauskas mit hoherhobener Hand winkend erkennen — dahinter, ebenfalls winkend, eine Gruppe seiner Freunde — eine Bekundung ungebrochener Moral politischer Häftlinge.

»BEGEGNUNG« — SPRACHROHR DES KGB DER SOWJETUNION

Die in Ost-Berlin erscheinende Zeitung der Linkskatholiken *Begegnung* beschrieb in Nr. 7 des Jahrgangs 1978 das Leben der Katholiken in Kisinev, Sowjetrepublik Moldavien, und berührte dabei aber auch ein weiteres Thema — die »illegalen Untergrundpresse«, die in Litauen erscheine. Laut *Begegnung* könne niemand die Zuverlässigkeit der dort gebotenen Informationen garantieren; verantwortungsbewußte Redakteure sollten sich nicht auf anonyme Informationen stützen, wie dies etwa das Westberliner *Petrusblatt* getan habe, das die Lage der Kleriker in der Sowjetunion verzerrt darstellt.

Zitiert wird das *Petrusblatt* vom 30. April 1978 mit der Feststellung: »Jugendlichen katholischen Kandidaten aus der Ukraine, Weißrußland und anderen Nationalitäten wird *nicht gestattet*, in den Priesterseminaren von Kaunas und Riga zu studieren.« Als Argument gegen diese angeblich erlogene Behauptung wird auf das Beispiel des Gemeindepfarrers von Kisinev, Vladislavs Zavalniuks, hin-

gewiesen. Dieser jetzt 26jährige Ukrainer habe das Priesterseminar in Riga absolviert . . .

Jugendliche aus anderen Sowjetrepubliken dürfen tatsächlich in Riga oder Kaukasus studieren — wenn sie dazu eine Genehmigung erhalten, doch dieses Glück ist nur wenigen hold. Meist treten sie in die Seminare als Bürger der Sowjetrepubliken Litauen oder Lettland ein, nachdem sie dort ihren Wohnsitz genommen haben, polizeilich registriert worden sind und längere Zeit gearbeitet haben. Es ist anzunehmen, daß auch V. Zavalniuks auf ähnliche Weise in das Seminar gelangte. Bevor man andere der Verbreitung unzutreffender Nachrichten bezichtigt, sollte die *Begegnung* wissen, daß längst nicht alle studienwilligen Kandidaten in der jeweiligen Republik die Genehmigung erhalten, ins Priesterseminar einzutreten, und daß dieser Eintritt den Bürgern anderer Republiken noch schwerer gemacht wird.

Die *Begegnung* schreibt weiter, nach Meinung der Westpresse seien die »Seminariisten und Pfarrer in der Sowjetunion Geheimdienstagenten« — während der Gemeindepfarrer von Kišinev als eifriger und frommer Priester bekannt sei. Dieser Umstand dementiere doch klar die Behauptungen des *Petrusblatt* und anderer Zeitungen.

Die *Begegnung* mag das anders sehen, wer aber im Priesterseminar studiert hat, der weiß sehr wohl, wie eifrig die Geheimpolizei dort versucht, Agenten zu werben.

VERNICHTUNG SCHÖPFERISCHER KRÄFTE IN LITAUEN DAUERT AN

Obwohl in Litauen seit dem ersten Jahr der sowjetischen Okkupation Bücher in litauischer und anderen Sprachen zerrissen, zerschnitten und verbrannt werden, wenn ihr Gesamtinhalt, einzelne Gedankengänge oder Ideen, die Okkupationsmacht und ihre einheimischen Kollaborateure daran hindert, ihre wahnwitzigen Pläne durchzuführen — die Litauer moralisch zu brechen und zu entnationalisieren.

Die Verfolgung und physische Vernichtung litauischer Literaturwerke hält auch heute noch an. Sicher, nicht immer ist das gedruckte Wort in den Augen der Okkupationsmacht sogleich »schuldig«. Es kann zunächst durchaus das dreifache Zensurfilter von Verfasser, Verleger-Redakteur und staatlichem Zensor passieren. Doch auch dann ist eine nachträgliche Vernichtung keineswegs ausgeschlossen. Vernichtung etwa auf Sonderbeschuß, wenn der Autor dem Regime gegenüber später »schuldig« wird oder sonst mißfällt. So geschah es mit dem Schriftsteller und mutigen Verteidiger der Menschenrechte in Litauen, Dichter Tomas Venclova, den das KGB verfolgte und schließlich zur Emigration in die USA zwang.

Nachstehend publizieren wir zwei schandbare Dokumente. Sie wurden den Direktoren aller Bibliotheken und Büchereien übersandt und enthüllen den Mangel an Logik, »Kultura« und Moral jener, deren Initiative ähnliche Verordnungen und Weisungen entspringen.

Bei den folgenden Dokumenten sind Versanddatum, Nummer, Numerierung des Verteilerexemplars und Adresse des Empfängers weggelassen.

Nur zum Dienstgebrauch

Exemplar Nr. —

Oberste Behörde beim Ministerrat der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik zur Wahrung von Staatsgeheimnissen im Pressewesen (LTSR GLAWLIT).

Empfänger und Exemplarnummer des
Verteilers

Betrifft: Entfernung der Bücher von Tomas Venclova aus Bibliotheken und dem Netz des Buchhandelsvertriebs.

Wir übersenden Ihnen hiermit den Befehl Nr. (—) vom 10. Mai 1978 der Obersten Behörde beim Ministerrat der Litauischen SSR zur Wahrung von Staatsgeheimnissen in der Presse betreffend die Entfernung von Büchern des T. Venclova aus Bibliotheken und dem Netz des Buchhandelsvertriebes. Sie werden um entsprechende Weisungen ersucht, daß die im Befehl näher bezeichneten Bücher umgehend aus den Beständen der ihnen unterstehenden Bibliotheken entfernt und abgeschrieben werden.

Anlage — Befehl Nr. (—) Verteiler-
exemplar Nr. (—)
gez. B. Gurvicius
stellvertretender Leiter der Obersten
Behörde

Oberste Behörde beim Ministerrat der Litauischen SSR zur Wahrung von Staatsgeheimnissen im Pressewesen (LTSR GLAWLIT)

Befehl Nr. (—) vom 10. Mai 1978

Betrifft: Entfernung der Bücher von Tomas Venclova aus Bibliotheken und dem Netz des Buchhandelsvertriebes.

Aus Bibliotheken und dem Netz des Buchhandelsvertriebes sind folgende Bücher von Tomas Venclova zu entfernen —

»Golem oder der Künstliche Mensch«

Vilnius, »Vaga«-Verlag, 1965, 272 S., 12 Blatt Illustrationen, 8000 Exemplare

»Zeichen der Sprache« — Gedichte

Vilnius, »Vaga«-Verlag, 1972, 64 Seiten, 8000 Exemplare.

»Raketen, Planeten und Wir«

Vilnius, Staatsverlag für Schöne Literatur, 1962, 167 S. mit Illustrationen, 10000 Exemplare.

gez. M. Slizevicius

Leiter der Obersten Behörde

AUS DEM PRIESTERSEMINAR KAUNAS

Mitte August war zu erfahren, daß die Sowjetregierung 20 Kleriker zum Studium im Priesterseminar Kaunas zugelassen hatte. In den ersten Kursus wurden aufgenommen:

Stanislovas Anužis
Gediminas Bulevičius
Pranas Čivilis
Kazimieras Daugla
Romualdas Dulskis
Algirdas Gavenauskas
Algis Genutis
Jonas Ivanauskas
Donatas Jasiulaitis
Remigijus Jonkus
Stanislovas Kazėnas
Algirdas Kildušis
Simutis Marciukevičius
Petras Matukevič
Petras Purlys
Gvidas Pušinaitis
Vidas Saukaitis
Jonas Šutkevič
Virginijus Veilentas
Juozas Klimavičius

Der Kleriker Juozas Klimavičius wurde für ein Jahr vom Seminar entlassen, um sein Lehrgeld für die Regierung abzuarbeiten (er ist gelernter Kinomechaniker). Endgültig aus dem II. Kursus ausgetreten ist der Kleriker Rimas Dalgėda, Erzbistum Vilnius.

Aus dem Abschlußkursus entlassen wurde Algis Kazlauskas aus dem Erzbistum Vilnius.

Wie bereits früher, wurde auch in diesem Jahr versucht, neu eintretende Kleriker als KGB-Agenten zu werben.

Eine Reihe weiterer Kleriker, darunter Kazimieras Meilus, Vladas Petraitis, Anatas Gylys, wurde zu Beginn des Studienjahrs zur Vernehmung durch die KGB-Abteilung Kaunas vorgeladen. Die Befragung betraf den Kleriker Petras Blažukas, der auf Anordnung der zivilen Regierungsstellen aus dem Seminar ausgeschlossen wurde.

NACHRICHTEN AUS DEN DIÖZESEN

Grußtelegramm

Heiliger Vater,

kaum das »Habemus Papam« vernommen, eilen wir, spontan von freudigen Impulsen durchdrungen, im Gebet und aus vollem Herzen, um Rom telegrafisch im Namen der gesamten Geistlichkeit Litauens — auch wenn wir technisch nicht alle konsultieren konnten — ebenfalls im Namen der Gläubigen und aller derer, denen Glaube und Kirche wichtiger sind als das Leben, unsere freudige Genugtuung, Liebe und Verehrung zu bekunden. Und erklären ferner feierlich — Litauen ist stets dem Apostolischen Stuhle treu.

Heiliger Vater, besser als sonst jemand kennen Sie unsere Probleme, Hoffnungen und Erwartungen. Mögen die Probleme der katholischen Kirche Litauens einen entsprechenden Platz in Ihrer edlen Seele finden. Wir selbst wollen mit und durch den ehrenvollen Diener Gottes Jurgis Matulevičius für Sie Segen und Hilfe Gottes des Höchsten erflehen, zur Verwirklichung lebensnotwendiger Hoffnungen von Millionen Gläubigen und Menschen guten Willens.

Litauen-Kaunas

Die Pfarrer:

Mykolas Buožius

Pranciškus Gaižauskas

Liudvikas Siemaška

Jonas Rakauskas

Jonas Kazlauskas

Jonas Augustauskas

Juozas Vaičeliūnas

Romas Macevičius

Juozas Čepėnas

Alfonsas Svarinskas

Vilnius

Atheisten bekümmert um kirchliche Disziplin

Nur zweimal im Jahr reisen unsere Oberhirten zur Erteilung des Sakraments der Firmung in die Provinz. Das bedeutet, außer in den Zentren erteilen sie die Sakramente jährlich nur an zwei zusätzlichen Stellen. Was Wunder, daß sich bei diesen Anlässen Menschenballungen ergeben, die Menschen ermüden und die Würde des Vorgangs nicht immer gewahrt bleibt. Dem ist so, weil die Atheisten es so wollen. Die kanonischen Bestimmungen der Kirche verlangen, daß ein Bischof jede seiner Gemeinden wenigstens einmal in fünf Jahren visitiert. Doch gibt es viele Gemeinden, in denen das Sakrament der Firmung zwanzig und mehr Jahre nicht mehr gespendet wurde.

Noch trauriger ist die Lage im Bistum Vilnius, dessen Administrator, Č. Krivaitis, sich bereits vor einigen Jahren der pastoralen Arbeit entfremdet, vom Altar, der Kanzel und dem Beichtstuhl zurückgezogen hat. Am Altar sieht man ihn nur an großen Festtagen in den Kirchen von Vilnius. Auch sonst ist er eher als Liebhaber rauschender Feste bekannt. Dies gereicht vielen Menschen zum Ärgernis, und Geistliche haben Hemmungen, ihn selbst zum Spenden des Firmungssakramentes ihre Kirche betreten zu lassen. In diesem Sommer (1978) haben manche Pfarrer daher begonnen — in Übereinstimmung mit den kanonischen Bestimmungen, von sich aus das Sakrament der Firmung zu spenden (z. B. in den Pfarreien Adutiškis, Dubičiai, Kalesnikai, Eišiškės, Butrimonyš, Valkininkai). Für die Menschen war dies eine große Erleichterung — die Firmung ging in ihrer Muttersprache vonstatten, es gab kein Gedränge (das Sakrament wurde nur älteren Jugendlichen gespendet).

Angesichts dieser Lage überkam die Atheisten allerdings große Unruhe. Alle Priester, sogar einige Dekane (Švenčionėliai) wurden von den Rayongewaltigen zur Ordnung gerufen und getadelt, weil sie gegen die Kirchendisziplin verstießen und sich nicht mit dem Administrator Č. Krivaitis abgestimmt hätten. Sie wurden gewarnt, von solchen Dingen Abstand zu nehmen, und es könne ihnen später evtl. leid tun.

Wie soll man eigentlich die Tatsache interpretieren, daß sich ausgerechnet atheistische Organe dafür einsetzen, daß diesem Bistumsadministrator Gehorsam geleistet werde.

Viduklė

An P. Anilionis, Bevollmächtigter des Rates für die religiösen Angelegenheiten

Hiermit bestätige ich den Empfang Ihres Befehls, mich am 3. Oktober, 10 Uhr, in Vilnius zu melden.

Ein Erscheinen ist mir aus folgenden Gründen nicht möglich: Mein Assistent ist zur Zeit krank, und ich bin allein tätig. Ich sehe keine Möglichkeit, mich für längere Zeit von meinem Amt zu entfernen.

Ihr Schreiben enthält keinerlei Begründung für mein Erscheinen. Wir Geistliche haben bereits einige Erfahrung mit den Extravaganzen und Schimpfkanonaden verschiedener Beauftragter. Im Lauf der Jahrzehnte ist es bereits Tradition geworden, daß der Denunziant immer recht erhält und der Geistliche für schuldig erklärt wird. Auf solche Treffen muß man sich daher gründlicher vorbereiten — und die kirchlichen Codices wie auch die internationalen Verpflichtungen der UdSSR konsultieren.

Der Rat für religiöse Angelegenheiten erfüllt seine Aufgabe — Vermittler zwischen Staat und Kirche zu sein — in keiner Weise. Vielmehr ist der Rat die offizielle Peitsche der Gottlosen zur Züchtigung der Geistlichen, ihrer Beschimpfung und Strafversetzung von einem Ort zum anderen. Nicht vermitteln, sondern bei der Zerstörung der Kirche mitzuwirken ist die Aufgabe des Rates.

Wegen einer ganz gewöhnlichen Schimpfkanonade noch extra nach Vilnius zu fahren, in acht Stunden 400 km Autofahrt zu leisten, halte ich für überflüssig. Übrigens eignen sich auch Orte wie (das nahe) Raseiniai oder Viduklė selbst zur Erteilung von Standpauken. Letztlich war ich am 19. Januar d. J. nach Vilnius vorgeladen. Allzuoft nach Vilnius zu reisen, habe ich weder den Willen noch die Gesundheit.

Zukünftig empfiehlt sich zweckmäßigerweise eine Erledigung über die Kurie.

2. Oktober 1978

gez. A. Svarinskas

Gemeindepfarrer von Viduklė

Raseiniai

Die Rayonzeitungen in Jurbarkas und Šakiai berichteten über Pfarrer A. Lazdauskas, der Familievater sei, trotzdem als Priester amtiere und die Gläubigen betrüge. Die Rayonzeitung *Šviesa* (Jurbarkas) schrieb dazu — »gleichzeitig muß man an der Ehrlichkeit der Gemeindepfarrer von Paluobiai und Skirsnemunė zweifeln. Nicht ohne Grund äußern Gläubige in ihrem Brief an die Redaktion Empörung über P. Račiūnas, der sich öfters der Dienste von A. Lazdauskas bedient.«

Einige Gemeindepfarrer — P. Račiūnas, M. Buožius, V. Požėla — sind auf diese Vorwürfe in ihren Predigten eingegangen. Pfarrer A. Lazdauskas ist ein katholischer Geistlicher des östlichen Ritus und voll berechtigt, sein Priesteramt auszuüben. Es ist nicht Sache der Atheisten, sich in innere Angelegenheiten der Kirche einzumischen.

Die atheistischen Behörden attackieren Pfarrer A. Lazdauskas und mit ihm andere im Untergrund tätige Priester, weil diese ihr Amt ohne Genehmigung der

Staatsmacht ausüben. Die Regierungsstellen möchten verhindern, daß noch mehr Geistliche ohne staatlichen Segen tätig werden.

Ignalina

An L. Breznev, Generalsekretär des ZK der KPdSU, Präsidiumsvorsitzender des Obersten Sowjets der UdSSR

Durchschriften an:

- Bevollmächtigter des Rates für religiöse Angelegenheiten der UdSSR,
- Präsidium des Obersten Sowjets der Litauischen SSR,
- Bevollmächtigter des Rates für religiöse Angelegenheiten der Litauischen SSR,
- Kurie des Erzbistums Vilnius

E r k l ä r u n g

des Kirchenkomitees Ignalina, Litauische SSR

Im Jahre 1975 unterzeichneten 35 Staaten in Helsinki die Schlußakte der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa. Das Schlußdokument wurde von Ihnen, Herr Generalsekretär, persönlich unterzeichnet, woraus zu schließen ist, daß die darin zugesagten Rechte und Freiheiten auch den Bürgern der UdSSR garantiert sind. Dort heißt es unter anderem: »Die Teilnehmerstaaten werden die Menschen- und Grundrechte achten, einschließlich Gedankenfreiheit und Gewissensfreiheit, die Freiheit der Religionen und Weltanschauungen für alle garantieren ohne Unterschied der Rasse, des Geschlechts, der Sprachen oder des Glaubensbekenntnisses.« Dies bedeutet, daß in dem Dokument eine allgemeine Gedankenfreiheit und Freiheit der Religionen und Weltanschauungen proklamiert wird. Auch die Verfassung der UdSSR (Art. 52) und die Verfassung der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik (Art. 50) garantieren den Sowjetbürgern, wenn auch in abgeschwächter Form, die Gewissensfreiheit, das heißt, das Recht, jede Religion oder keine Religion zu bekennen und religiöse Kulte zu praktizieren.

Wir, die Gläubigen von Ignalina, können unser Recht auf Praktizierung religiöser Kulte nicht voll wahrnehmen, denn wir verfügen nicht über entsprechende Räumlichkeiten. Unsere jetzige Kirche ist ein einfaches, im Zusammenbruch befindliches Haus, das nicht in der Lage ist, alle Gläubigen aufzunehmen. Gegenwärtig (Stand vom Januar 1978) zählt Ignalina 4800 Einwohner, in der Mehrheit handelt es sich um gläubige Menschen. Ignalina ist republikunmittelbare Stadt und wird an Sonntagen von zahlreichen Einwohnern der Umgebung aus verschiedenen Anlässen aufgesucht, deren Mehrzahl bei dieser Gelegenheit be-

müht ist, auch ihren religiösen Pflichten, z. B. Teilnahme an der hl. Messe, nachzukommen. Außer diesen Gläubigen besuchen uns auch zahlreiche Touristen, besonders aus Leningrad und Moskau . . . Unsere sogenannte »Kirche« ist aber keineswegs in der Lage, allen Platz zu bieten, und die Menschen müssen selbst bei Kälte und Regen draußen auf der Straße stehen.

Das noch im Bau befindliche Gotteshaus der Kirchengemeinde Ignalina wurde in den Nachkriegsjahren von den Ortsbehörden enteignet und in ein Kulturhaus umgewandelt. Um unsere Kirche wiederzubekommen, haben wir vielfach an die verschiedensten Instanzen geschrieben. Einige der Empfänger seien hier erwähnt:

1. Schreiben vom 14. März 1971 an den Vorsitzenden des Ministerrates der Litauischen SSR — unterschrieben von 1026 Personen.
2. Eingabe des Kirchenkomitees vom 7. April 1971 an dieselbe Adresse.
3. Am 13. April 1971 wurde unser Gemeindepfarrer I. Jakutis von dem Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten, Rugienis, vorgeladen.
4. Am 24. Mai 1974 schreibt das Kirchenkomitee an den Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten der Litauischen SSR.
5. Am 14. Juni 1974 eine Eingabe beim Vorsitzenden des Rayon-Exekutivkomitees von Ignalina.
6. Im Verlauf des Jahres 1974 wenden sich das Kirchenkomitee, Delegationen der Gläubigen und Einzelpersonen mehrmals persönlich an das Rayon-Exekutivkomitee von Ignalina.
7. Am 9. September 1975 begibt sich, aus Anlaß des Bauabschlusses des neuen Kulturhauses Ignalina, eine Delegation des Kirchenkomitees zum Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten, der die Delegation erst gar nicht empfängt.
8. Am 10. September 1975 wandten wir uns an Sie, Herr Generalsekretär.
9. Am 13. September 1975 begab sich das Kirchenkomitee erneut zum Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten der Litauischen SSR.
10. Am 19. Januar 1976 geht eine Eingabe an den Vorsitzenden des Rayon-Exekutivkomitees.
11. Am 4. Februar 1976 schrieben wir an den Ministerrat der Litauischen SSR.
12. Am 19. Februar 1976 erfolgt eine weitere Eingabe an Sie, Herr Generalsekretär.
13. Am 24. April 1976 folgt ein weiteres Schreiben an den Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten der Litauischen SSR.
14. Im Jahre 1977 erfolgt die mündliche Genehmigung des Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten, K. Tumėnas, zur Rekonstruktion bzw. Erweiterung des jetzigen Kirchenraumes. Auf unseren Wunsch reiste unser Gemeindepfarrer, I. Jakutis, mehrfach nach Vilnius, schließlich spra-

Chol wir selbst — Mitglieder des Kirchenkomitees — wiederholt beim Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten vor, die Zusage wird jedoch nicht eingehalten.

Merkwürdigerweise erhalten wir von keiner Instanz, auch von Ihnen, Herr Generalsekretär, keinerlei sachbezogene Antwort, abgesehen von gelegentlichen Mitteilungen, unsere Eingaben seien an untergeordnete Instanzen weitergeleitet. Wozu eigentlich dies Weitersenden an untergeordnete Instanzen, denen ja Durchschriften längst zugesandt worden waren? Ist dies etwas anderes, als Suchen nach Ausflüchten, in der Absicht, sich mit unserer Angelegenheit nicht befassen zu müssen und konkrete Antworten zu meiden?

Die Bürger von Ignalina freuen sich heute über das neue Kulturhaus, aber noch nicht über ihren Kirchbau. Doch hoffen wir, daß Sie unserer Bitte diesmal stattgeben und uns unsere Kirche zurückgeben werden.

Unterschrieben von 19 Mitgliedern des Kirchenkornitees Ignalina, am 10. Oktober 1978

Antwort erbeten unter: M. Juodagalvis, Ignalina, Laives 8, Litauischen SSR.

Šiauliai

Nah dem Osterfest 1978 wandten sich einige Gläubige der Stadt Šiauliai an ihren Gemeindepfarrer Mažonavičius um festzustellen, warum der Geistliche den Kindern das Ministrieren während der hl. Messe verbietet, warum keine Glocken geläutet werden, warum er Kindern das Abzeichen der »Freunde der Eucharistie« abnimmt und warum er jugendlichen Ministranten die Teilnahme am Kreuzweg untersagt. (Vor dem Abendgottesdienst pflegen die Schüler die Kreuzwegstationen der Kirche St. Peter und Paul abzugehen.)

Gemeindepfarrer Mažonavičius erklärte, er habe genug Ministranten, und die Kirche sei schließlich kein Kinderheim der Redaktion. Glockengeläut gebe es an Festtagen, erklärte der Gemeindepfarrer (zweimal im Jahr — die Redaktion). Abzeichen der Eucharistiefreunde habe er niemand abgenommen, nur das Tragen untersagt. Der Geistliche bestätigte ferner, Ministranten die Teilnahme an Kreuzwegbegehungungen verboten zu haben.

Am 18. Mai 1978 rüstete sich der Kirchenvorstand (des Vorjahres) zur Konzelbration der hl. Messe in der Kirche St. Peter und Paul, wobei ihr Mitkursant Pfarrer J. Kauneckas predigen sollte. Um sich bei der Obrigkeit beliebt zu machen, ließ Gemeindepfarrer Mažonavičius eine Predigt des Pfarrers J. Kau-neckas nicht zu. Daraufhin lud die Plarrgemeinde den Pfarrer von Ceikiniai, K. Garuckas, ein, die Predigt zu halten. Im letzten Moment und angesichts der versammelten Gemeinde hinderte der Gemeindepfarrer seinen Amtsbruder K. Ga-

ruckas daran zu predigen und begründete sein Verhalten mit dem Argument, die zivile Obrigkeit könne deswegen ungehalten sein usw.

Wie bedauerlich, daß der Gemeindepfarrer so ängstlich ist. »Chronik der Litauischen Katholischen Kirche« schlägt Pfarrer Mažonavičius vor, die Taktik zu ändern oder aber sein Amt einem mutigeren Geistlichen zu überlassen.

Klaipėda

Am 10. Dezember 1977 wandten sich die Gläubigen von Klaipėda an das Amt des Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten in Vilnius mit der Bitte, wenigstens die Reparatur und Erweiterung des jetzigen Kirchenraumes zu gestatten. In der Eingabe heißt es unter anderem: »Der jetzige Kirchenraum ist viel zu klein. An jedem Sonntag müssen Kirchgänger in Kälte und Regen draußenstehen, der Fußboden ist aus Zement, es gibt keinen Raum zur Unterbringung kirchlicher Geräte.

Die Zustände in Klaipėda sind tatsächlich besorgniserregend, und Menschen werden während des Gottesdienstes ohnmächtig. Die Gläubigen verlangen, daß der Administrator des Bistums Telšiai und der Gemeindepfarrer von Klaipėda sich energischer um die Angelegenheiten der Kirche kümmern. Bei voller Billigung der Anliegen der Gläubigen meint die Chronik der Litauischen Katholischen Kirche jedoch, die Katholiken selbst sollten sich bei den zuständigen Stellen intensiver für Besserung der Zustände einsetzen.

Telšiai

Am 14. Juli 1978 wurden der Gemeindepfarrer der Kathedrale, J. Pačinskas, und Vikar J. Kauneckas vom Exekutivkomitee des Rayons Telsiai vorgeladen. Ihr Gesprächspartner war der Vorsitzende des Exekutivkomitees, Rasimavičius, in Gegenwart des Leiters der Kulturabteilung, Savickas. Der Vorsitzende Rasimavičius erkundigte sich, welche Prätensionen an die Adresse des Exekutivkomitees der Vikar, Pfarrer J. Kauneckas, vorzubringen habe. Dieser erklärte, im Zusammenhang mit der Entfernung eines Kapellenpfostens habe man ihm widerrechtlich das Telefon gesperrt, was er schriftlich dem Vorsitzenden mitgeteilt habe. Der Vorsitzende Rasimavičius antwortete daraufhin in vorwurfsvollem Ton: »Es ist bekannt, daß Pfarrer Kauneckas zusammen mit den Gläubigen wegen der Entfernung des Kapellenpfostens und anderer Dinge ein Protestschreiben an Breznev unterzeichnet hat.« Dazu erklärte der Pfarrvikar: »Die im Protestschreiben geübte Kritik und die vorgebrachten Forderungen sind berechtigt, daher auch meine Unterschrift.« Rasimavičius lenkte ein: »Wir betrachten dies

auch nicht als Verleumdung. Der Protest ist zur Kenntnis genommen und entsprechende Maßnahmen eingeleitet worden.«

Der Vorsitzende äußerte sodann seinen Unwillen darüber, daß während des Gottesdienstes in der Kathedrale Glaubenswahrheiten erklärt würden. Damit handle es sich, wie er meinte, um Versammlungen, die nichts mit der Ausübung religiöser Kulthandlungen zu tun hätten. Falls Pfarrer J. Kauneckas nicht damit aufhöre, sie zu organisieren, werde das Exekutivkomitee das Kirchenkomitee absetzen, und falls auch dies nichts frachte, werde man die religiöse Gemeinschaft Telšiai überhaupt schließen. Außerdem könnte auch der Pfarrer selbst aus Telsiai verschwinden und sich in Upyna wiederfinden (kleinste Gemeinde des Rayons Telšiai, die keinen Pfarrer hat).

Am 17. Juli erfolgte eine zweite Vorladung durch das Rayon-Exekutivkomitee Telšiai — diesmal an die Adresse des Kirchenkomitees der Kathedrale und Gemeindepfarrer J. Pačinskas. Auf Grund der Verordnung des Obersten Sowjets der Litauischen SSR vom 28. Juli 1976 wurde ihnen vorgeworfen, in der Kathedrale fänden Versammlungen statt, die nichts mit religiösen Kulthandlungen zu tun hätten. Das Mitglied des Kirchenkomitees, Jalinskas, ersuchte um Einsichtnahme des Textes der erwähnten Verordnung. Er wurde grob zurechtgewiesen und keinerlei Dokument vorgewiesen.

Das Rayon-Exekutivkomitee ließ auch die Kirche zur Himmelfahrt der hl. Jungfrau Maria nicht unbehelligt. Hier wurden Chorproben verboten, weil Kinder im Chor mitwirken, obwohl nach der Verordnung vom 28. Juli 1976 Chöre nicht verboten sind. Sollte der Vorsitzende des Exekutivkomitees die eigenen Gesetze nicht kennen? An wen sollen sich die Einwohner eines Rayons eigentlich wenden, wenn selbst der ranghöchste Regierungsbeamte des Rayons ihre Rechte mit Füßen tritt? Wenden sich Gläubige an höchste Regierungsinstanzen der UdSSR, so werden die Beschwerden den Rayonverwaltungen zur Entscheidung übersandt. Auf diese Art und Weise werden in der Sowjetunion Beschwerden gegen Mißachtung der Gesetze von den Gesetzesbrechern selbst überprüft. Doch noch schlimmer ist es, wenn sich Geistliche ungerechten Forderungen der Beamten beugen und von sich aus das religiöse Leben der Gläubigen behindern. So hat der Gemeindepfarrer Bagdonas der erwähnten Kirche zur Himmelfahrt Mariens, angesichts der Drohungen des Exekutivkomitees, dem Organisten von sich aus verboten, Chorproben anzusetzen.

Aus Anlaß der Ablaßfeiern von Parcinkuli erschien in der Kathedrale am 6. August 1978 während des Gottesdienstes der Inspektor der Finanzabteilung des Exekutivkomitees, Vendzinskis, und verlangte, die Pfarrer sollten den Verkauf von Devotionalien verbieten. Als die Geistlichen dem entgegenhielten, es gebe kein gesetzliches Verbot des Devotionalienhandels, mobilisierte der Beamte von sich aus einen Haufen stadtbekannter Rowdies, überfiel die Devotionalienhändler auf dem Kirchengelände und nahm ihnen ihre Ware ab. Wie demokratisch ist doch die Sowjetmacht, daß ihre Beamten selbst mit Rowdies zusammenarbeiten! . . .

Pandėlys

Am 30. Juli erwarteten die Gläubigen von Pandėlys und Umgebung die Visite ihres Oberhirten, des Bischofs von Panevėžys. Doch auch die örtlichen Sowjetaktivisten ruhten und rasteten nicht. In der Nacht vom 28. zum 29. Juli hängten sie die eisernen Tore zum Kirchengelände aus und setzten der Christusstatue eine billige Weinflasche aufs Haupt. Vermutlich handelt es sich um einen Nachweis über das Honorar der höheren Stellen für die Ausführenden dieses planmäßigen Unternehmens.

Kybartai

An P. Griškevičius, Sekretär der KP der Litauischen SSR

E i n g a b e

der Gläubigen von Kybartai

Am 1. November dieses Jahres begaben wir uns, Gläubige von Kybartai, gegen 18 Uhr in einer Prozession zum Friedhof, um dort für die Verstorbenen zu beten. Noch vor Betreten des Friedhofgeländes, auf dem unsere Väter, Brüder und Schwestern begraben sind, wurden wir von Lautsprechergedröhnen und der Übertragung von Gedichten und Ansprachen empfangen. In der Rayonzeitung und den Anschlägen der Stadtverwaltung war zwar bekanntgegeben worden, eine zivile Totenehrung werde erst um 19 Uhr beginnen. Die hiesigen Gottlosen sorgten jedoch für eine Vorverlegung des Termins, um uns bei unserem Gebet zu stören. Nachdem wir den Friedhof betreten hatten, wurden während der ganzen liturgischen Handlung unentwegt Gedichte deklamiert. Wir sind höchst empört über dieses Benehmen der Gottlosen von Kybartai und ersuchen, darauf zu reagieren und dafür zu sorgen, daß unser religiöses Gefühl nicht verhöhnt wird.

Dessen nicht genug, zwei Tage später belegte die Administrative Kommission des Rayons Vilkaviškis unseren Gemeindepfarrer mit 50 Rubel Geldstrafe, da er zusammen mit uns in einer Prozession zum Friedhof gegangen war. Unser Glaube verlangt von uns, zu Allerseelen auf dem Friedhof für unsere Toten zu beten. Was ist das für eine »Glaubensfreiheit«, wenn Gottlosen gestattet wird, auf dem Friedhof an den Gräbern unserer gläubigen Verstorbenen nach eigenem Gutdünken gottlose Gedichte zu rezitieren — während wir, die Gläubigen, um uns zum Gebet zu versammeln, erst umständliche Genehmigungen einholen müssen, die man ohnehin niemand erteilt.

Wir ersuchen darum, die Gläubige diskriminierenden Instruktionen umgehend zu revidieren und schnellstens aufzuheben.

Unterschrieben von 740 Gläubigen aus Kybartai

Kybartai, 5. November 1978

Erneut haben die Gläubigen der Gemeinde Slabadai dem Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten, K. Tumėnas, und dem stellvertretenden Vorsitzenden des Rayon-Exekutivkomitees Vilkaviškis, J. Urbonas, eine Eingabe übersandt (16. Juli 1978). Darin wird die Registrierung der religiösen Gemeinschaft Slabadai und Bestätigung des gewählten Kirchenkomitees verlangt. In den Eingaben wurde an die Zusage der staatlichen Organe erinnert, das Kirchenkomitee nach einem Jahr anzuerkennen. Die Zusage erfolgte am 30. Juni 1977 anlässlich der Besichtigung der reparierten Kapelle in Slabadai. Der Vorsitzende des Komitees der Gemeinschaft, Jonas Busauskas, wurde am 7. August 1978 vom stellvertretenden Vorsitzenden des Exekutivkomitees, J. Urbonas, nach Vilkaviškis vorgeladen. Erschienen waren außerdem noch andere Mitglieder des Komitees. Die Anwesenden ersuchten um Bestätigung des Komitees und Registrierung ihrer Kirche. J. Urbonas erwiderte, das Komitee werde nicht anerkannt, und er werde die Kirche nicht registrieren. Die Leute von Slabadai könnten drei Vertreter ins Komitee nach Didvyžiai wählen, und alles wäre in Ordnung. Die Pfarrgemeinden würden ohnehin vergroßert. Frau Ona Bušauskiė, Mitglied des Komitees, erklärte, daß sich in Slabadai viele Gläubige versammelten und eine Registrierung der Kirche notwendig sei. Außerdem ersuchten die Erschienenen um Zuweisung eines kleinen Zimmers, damit sich der Slabadai besuchende Geistliche umkleiden und die Hände waschen könne. J. Urbonas weigerte sich, diese Bitte zu erfüllen, obwohl dies durchaus möglich war — denn der »Feldscher-Punkt« (für med. Betreuung) war soeben geräumt worden. Urbonas meinte, Pfarrer A. Lukošaitis sei energisch genug und bedürfe solcher Bequemlichkeiten nicht. Die Erschienenen gaben nicht nach und erklärten, sie würden sich zwecks Erfüllung ihrer Bitte an den Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten in Vilnius wenden.

An das ZK der KP der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik (LSSR)

E r k l ä r u n g

der religiösen Gemeinschaft katholischer Gläubiger des Kirchspiels Žalioji

Wir möchten erneut daran erinnern, daß die katholischen Gläubigen des Kirchspiels Žalioji schon seit langem bei verschiedenen sowjetischen Behörden vor-

stellig geworden sind. Wiederholten wir an das Rayon-Exekutivkomitee Vilkaviškis geschrieben, auch persönlich vorgesprochen und um die Rückgabe unserer Kirche gebeten. Mehrmals wurden Eingaben an den Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten versandt, und wir haben ihn in Vilnius persönlich aufgesucht, um zu erreichen, daß man die uns gehörende Kirche zurückgebe. Wir erhielten die mündliche Auskunft, es sei einfacher in Vilnius eine Kirche zu eröffnen als in unserem Rayon. Somit war alles vergeblich. Wir haben eine kollektive Eingabe beim Vorsitzenden des Ministerrats, J. Maniušis, und beim Generalsekretär des ZK der KP der Litauischen SSR, P. Griškevičius, gemacht. Schließlich wandten wir uns nach Moskau an den Rat für religiöse Angelegenheiten und den Generalsekretär der KPdSU, L. Brežnev. Jedoch alle unsere Schriften landeten im Papierkorb des Rayon-Exekutivkomitees, und von dessen stellvertretendem Vorsitzenden hörten wir, daß unsere Kirche nicht wiedereröffnet werde.

Mit diesem Schreiben wenden wir uns nochmals an das ZK der KPdSU und bitten um Wiedergutmachung des uns zugefügten Unrechts — Rückgabe der Kirche von Žalioji. Wir stützen uns dabei auf Artikel 58 der neuen Sowjetverfassung, die uns zu dieser Forderung berechtigt. Sollen wir Gläubige weiter nur rechtlose Bürger bleiben, während die Atheisten weiter unbeschränkte Möglichkeiten haben uns zu verhöhnen? Sollte auch diese unsere Bitte unerfüllt bleiben, behalten wir uns das Recht vor, die Menschenrechtskommission der UNO einzuschalten.

Mitglieder der religiösen Gemeinschaft katholischer Gläubiger in Žalioji —

51 Unterschriften

IN SOWJETSCHULEN

Kaunas

Die Leitung der 29. Mittelschule wurde höheren Orts wegen Vernachlässigung der atheistischen Arbeit gerüffelt. Einer der Abiturienten, Jonas Ivanauskas, war in das Priesterseminar Kaunas eingetreten.

Besonderen Eifer zeigt hier die Klassenlehrerin (VI 0 Frau Dana Mikaliūnienė. Ob der Schüler nun will oder nicht, sie bindet ihm den roten Schlipps um, und schon ist man Jungpionier. Die Schülerin Laima Sutkutė wagte es, das ihr so verliehene Halstuch wieder abzulegen und hatte deswegen größte Schwierigkeiten. »Ihre Tochter ist der einzige weiße Rabe der Klasse«, bekam die Mutter von der Pädagogin zu hören.

Am 9. September wurde hier Justinas Stanijauskas beerdigt, dessen Tochter die Klasse IVe der II. Mittelschule besucht. In der Absicht, ihrer Schülerin zum Tode des Vaters ein Beileid zu bezeugen, führte die Klassenlehrerin, Frau Petrauskienė, die Schüler der Klasse zur Beisetzung. Als sie aber eines Priesters ansichtig wurde, befahl sie ihren Schützlingen, die Blumen an einer Tragbahre neben dem Müllplatz abzulegen und den Friedhof zu verlassen.

Bedauerlich, daß es in unseren Sowjetschulen so schlecht erzogene Lehrer gibt, die ihren Mitmenschen in der Stunde größter Trauer, statt Beileid zu bezeugen, noch zusätzlich Kummer bereiten. Es ist besser an einem Begräbnis erst gar nicht teilzunehmen, als sich ein so kulturloses Benehmen zu leisten.

Molėtai

Die Schüler der hiesigen Mittelschule — Virginijus Kisielius (Klasse VIII b), Julius Bareikis (VIII) und Romualdas Gudonis (VIIa) verübten am 26. März einen Diebstahl in der Kirche von Molėtai. Sie nahmen den Schlüssel des Tabernakels, das Kreuz vom Seitenaltar und zwei schöne Kerzen mit, eine davon vom Boden der Sakristei. Der Besuch der ungebetenen Gäste wurde festgestellt, als der Priester während der Messe den Tabernakel öffnen wollte, um die Kommunion an die Gläubigen zu verteilen.

In der Schule zeigten die Diebe ihre Beute herum, so daß die Sache alsbald ruchbar wurde. Die Schülerschaft fühlte sich sehr unangenehm berührt, zumal die Diebe von den Lehrern auch noch ermutigt wurden. Zu Beginn einer jeden Unterrichtsstunde begannen die Schüler, sobald der Lehrer erschien, von der Neuigkeit, dem Kirchenraub, zu erzählen. Nur einige Lehrer rügten das Verhalten der Diebe, andere, wie der Lehrer Kazlas oder Frau Gaidienė, taten, als verstanden sie nicht. Die Klassenlehrerin (VIII b), Frau Vitalija Sabuckienė, machte aus der Schülerin Vita Žiegždrytė die eigentliche »Schuldige« — sie habe als ständige Kirchgängerin den Diebstahl überhaupt erst bekanntgemacht. Die Diebe wurden zu Helden, und Frau Subackienė beschimpfte die Schülerin Vida und ließ zu, daß andere Kinder das Mädchen verhöhnten. In dieser Atmosphäre war Vida so irritiert, daß sie sich allen Ernstes für schuldig hielt, während die Diebe triumphierend Vida verspotteten, die weinend und völlig aufgelöst nach Hause lief. Vida wurde bis zum Ende des Schuljahres schikaniert.

Die Betragensnoten des Schülers Kisielius erfuhren keine Minderung, obwohl er als notorischer Dieb wiederholt beim Bestehlen seiner Mitschüler und der Schule selbst erwischt worden ist. Der Kirchendiebstahl diente als willkommener Anlaß, die atheistische Erziehung zu verstärken. Bis zum Ende des Schuljahrs wurde dreimal das Ausfüllen atheistischer Fragebogen verlangt. Vida, von den Lehrern demonstrativ übersehen und isoliert, hatte die ganze Schwere und Gemeinheit der Demütigung auszukosten.

Šiauliai

Am 1. Oktober 1978 wurde hier der Schüler Gintaras Skorubskas, Abiturient der VIII. Mittelschule von Šiauliai, beerdigt. Bereits vorher hatte die Schulleitung die Eltern des Verstorbenen angefleht, ja keinen Priester zur Beerdigung zu laden, und die Mitschüler waren gewarnt, den Kirchenraum ja nicht zu betreten. Als der Trauerzug an der Kirche hielt, verboten die Leiter der Schule, Jonaitis und Frau Lukšienė, den Schülern sogar das Betreten des Friedhofs. Wer es trotzdem tat, wurde dort von der Leiterin des Atheistenzirkels, Frl. Grebeničenkaitė, weiterverfolgt. Die Schüler der unteren Klassen gehorchten den Lehrern zwar, doch nutzten die Oberklässler die zeitweilige Ablenkung von Frau Lukšienė und betraten demonstrativ den Friedhof. Der Pfarrer ersuchte die unschlüssige Menge schließlich, den Kirchenraum zu betreten. An der Kirchtür aber hatte sich Frl. Grebeničenkaitė postiert. Sie nahm den Schülern die mitgebrachten Blumengebinde weg und drohte den Eintretenden; doch nun drängten die Schüler auch ohne Blumen ins Innere. Die Schulleiterin Jonaitienė kam jetzt ihrer Kollegin zu Hilfe, zerrte einzelne Schüler beiseite, um sie zu identifizieren und auszufragen. Schülern der VIII. Klasse erklärte sie: »Ihr dürft nicht in die Kirche gehen.« Darauf gab ein Mädchen mutig zur Antwort: »Ich fürchte mich vor der Kirche nicht!« Angesichts der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen griff Frl. Grebeničenkaitė zu offenen Drohungen: »Wartet nur, morgen werden wir weitersehen . . .«, und schlich sich dann selber in das Kircheninnere, um die Schüler zu beobachten — wer niederkniet, betet oder nur unschlüssig herumsteht. Zu Beginn der Messe knieten alle Anwesenden nieder — die Lehrerin allein blieb stehen.

Nach der Beisetzung überschütteten die Lehrer die Schülerschaft mit Vorwürfen, Spott und Drohungen. Die Geschichtslehrerin, Frau Vaičiugienė, machte sich kritisch und höhnend über den Priester lustig, dem sie »Unhumanität« vorwarf.

KATHOLIKEN IN DER SOWJETUNION

M o l d a v i e n

Sloboda-Raskov

Die Katholiken dieses Dorfes sind rechtlos und gezwungen, ohne religiösen Beistand zu sterben. Hier einige Fakten:

Die Kinder der erkrankten Frau Teofile Oleinik wandten sich an die sowjetische Rotkreuzorganisation in Moskau mit der Anfrage, ob die Sowjetmacht berechtigt sei, einer im Sterben liegenden Kranken den erbetenen Beistand eines Priesters zu verwehren. Das Rote Kreuz übersandte die Anfrage am 6. September

1978 zwecks Klärung des Falles an den moldavischen Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten. Unterzeichner des Schreibens — Kanzleichef A. L. Samoilov.

Am 13. September 1978 erhielt Frau T. Oleinik folgendes Antwortschreiben: »In Beantwortung Ihrer Anfrage beim Roten Kreuz teilen wir mit, daß es im Rayon Kamenka weder eine registrierte katholische Religionsgemeinschaft noch einen registrierten Priester gibt. Die Zuziehung eines auswärtigen Geistlichen ist von den lokalen Behörden — wohl des Rayons Kamenka — zu entscheiden.« Unterschrift, A. I. Raneta, Stellvertreter des moldavischen Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten. Die Ortsbehörden von Kamenka wollten nichts davon hören, daß der einzige katholische Priester der Republik nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, alle Katholiken zu versorgen, besonders angesichts des nahenden Todes.

Pfarrer V. Zavalnjuk war aus Raškov telegrafisch ersucht worden, die im Sterben liegende Frau Dominika Pogrebnaja aufzusuchen, und hatte sich mit diesem Telegramm an den Bevollmächtigten des Rates für religiöse Angelegenheiten gewandt. Dieser hatte dem Priester die Reise zum Besuch der kranken Frau ausdrücklich verboten. In seiner Predigt verlieh der Geistliche vor der Gemeinde seinem Bedauern über das Verbot des Krankenbesuchs Ausdruck. Zwei Tage später erreichte ihn ein zweites Telegramm mit der Bitte, die inzwischen verstorbene Frau katholisch zu bestatten.

Wie lange soll die Verhöhnung der heiligsten Gefühle gläubiger Menschen wohl noch andauern?

Der Sekretär des Exekutivkomitees im Rayon Kamenka, Kožukar, geruht übrigens oft an den Gottesdiensten der Gemeinde teilzunehmen, nur um katholische Gläubige dann dafür zu bestrafen, daß sie Kinder in den Gottesdienst mitbringen, an dem das ganze Dorf teilnimmt.

Andererseits gefällt es demselben Sekretär Kožukar, die Katholiken gelegentlich als nachahmenswertes Beispiel hinzustellen.

Etwa den Bauarbeitern des ohne Endresultat seit Jahren im Bau befindlichen Klubhauses von Raškov. Kožukar belegte das Baupersonal mit Strafen unter dem Vorwurf, sie brächten trotz Bereitstellung aller Mittel und Voraussetzungen das Bauvorhaben nicht zum Abschluß, während eine kleine Gruppe katholischer Frauen sich innerhalb weniger Monate eine eigene Kirche gebaut hätte (die man im Vorjahr übrigens auf barbarische Art wieder abreißen ließ).

AUS DEM ARCHIV DER CHRONIK DER LITAUISCHEN KATHOLISCHEN KIRCHE

Geheimdienst sucht Verräter großen Formats

Seine Exzellenz Bischof K. Paltarokas hatte den Gemeindepfarrer und Dekan von Utēna, Jonas Kriščiūnas, als seinen Kanzler und Nachfolger im Bischofs-

amt vorgesehen. Kaum war der Kanonikus nach Vilnius übergesiedelt, als er auch schon als Kaplan wieder in der Provinz verschwand. Er wurde später zum Gemeindepfarrer von Vyžuonai ernannt, wo er auch gestorben ist. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute er mir an, was ihm damals in Vilnius widerfuhr.

Kaum angekommen, wurde er hier vom Geheimdienst überfallen und fünf Tage hindurch scharf vernommen. Man versuchte, ihn sogar mit kindlich naiven Versprechungen zu ködern: »Ein Auto wirst du haben, fahren dürfen, wohin du willst, ins Ausland . . .« Man drohte ihm mit Furchtbarem, darunter als besonders schrecklich: »Heimgekehrt, kannst du dann in einem Kolchos dahinstinken . . .« Doch am bedeutungsvollsten waren wohl die Worte: »Kleine Halunken haben wir genug. Aber wir brauchen Helfer größeren Formats, die uns helfen auf internationalen Treffen, Friedenskonferenzen . . .« Kanonikus J. Krisčiūnas wollte nicht, daher wurde er aus Vilnius in eine Kaplanstelle vertrieben.

Blitz aus heiterem Himmel

Am 14. Juli 1960 wurde ich überraschend ins Paßamt Kazlų Rūda vorgeladen und gebeten, Ausweispapiere und Wehrpaß mitzubringen. Nichts Böses ahnend, meldete ich mich dort bei einem kleinen Sergeanten, der mich einmal, zweimal von oben bis unten inspizierte und dann meinte:

- »Aber wir haben Sie doch gar nicht vorgeladen!«
- »Na, so was?« Ich war ehrlich erstaunt und sagte:
- »Aber, bitte, hier ist doch die Vorladung!«

Der kleine Sergeant nahm das Papier entgegen, brummte etwas vor sich hin, beäugte mich nochmals und verschwand mitsamt meinen Dokumenten. Als er wiederkam, fragte ich: »Sagen Sie, wer hat mich denn nun vorgeladen?«

— »Werden Sie gleich selbst erfahren«, meinte er lächelnd und beäugte mich erneut und neugierig. »Kommen Sie mit«, meinte er dann und geleitete mich ins zweite Stockwerk und öffnete dort eine gepolsterte Tür. Ich trat ein. An einem Tisch saß ein älterer Herr. An der Wand hingen Uniformstücke, auf dem Stuhl lag die Dienstmütze eines Geheimdienstbeamten. Man ersuchte mich, Platz zu nehmen, und ich setzte mich. Auf dem Tischkalender erkannte ich unter dem 14. Juli einen Eintrag in russischer Schrift — mein Name, Geburtsdatum, weitere unleserliche Details. Der Tag war also im voraus für mich reserviert.

Die Befragung beginnt. Vorsichtig, taktvoll will man mir beweisen, daß ich, ein junger Mann, der Orgel spielt, wohl dem Fanatismus zuneige. Ich antwortete auf gestellte Fragen, verhalte mich jedoch sonst eher schweigsam. Schließlich werde ich gefragt, ob ich denn wirklich entschlossen sei, ins Priesterseminar einzutreten. Ich bejahe.

Er gibt mir die Ausweispapiere, den Wehrpaß zurück und murmelt etwas wie,

die Paßabteilung hat ohnehin alles bereits erledigt, und läßt mich laufen. Auf dem Heimweg kann ich mich nicht genug wundern — was wollte dieser Geheimdienstmensch eigentlich von mir?

Einige Tage später werde ich zur Ortsverwaltung Višakio Rūda gerufen. Man geleitet mich in ein Einzelzimmer, wo mich dieselbe Geheimdienstbeamte, hinter einem Tisch sitzend, bereits erwartet. Er begrüßt mich freundlich und kommt ohne viel Umschweife gleich zur Sache:

— »Na, haben Sie es sich immer noch nicht überlegt? Wollen Sie immer noch ins Seminar eintreten?«

»Das will ich wohl, habe auch das Examen bereits bestanden«, erwidere ich nicht ohne Stolz.

— »Examen — ach, das bedeutet doch nichts« — welch ein Schlag gegen meine Eitelkeit —, »andere Dinge sind doch wichtiger!«

Nach kurzer Denkpause fügt er noch hinzu:

— »Sicher, die Sowjetverfassung gewährt den Bürgern verschiedene Freiheiten. Es ist durchaus gestattet, ein Priesterseminar zu besuchen. Doch ist es kaum ein Geheimnis, daß es unter den Geistlichen viele Reaktionäre gibt, die nur darauf aus sind, der Sowjetmacht auf jede Weise zu schaden. Und solche gibt es im Seminar . . .«

— »Das wußte ich nicht«, war meine ehrliche Antwort.

— »Wir aber wissen das«, klärt er mich auf und fügt nach kurzer Pause hinzu: »Also gut, nehmen wir an, Sie treten ins Seminar ein. Und plötzlich beginnt irgendein Professor bei irgendeiner Vorlesung gegen die Sowjetregierung zu hetzen. Was werden Sie dann tun?«

Ich denke nach — eine hinterhältige Frage* wie soll ich sie beantworten. Schließlich wage ich es:

— »Nun, wenn einer offen gegen die Sowjetmacht agitiert — ich würde das Ihnen melden!«

— »Gut, sehr gut! Hier, unterschreiben Sie dies da!« Und er schiebt mir irgend einen Schriftsatz zu.

— »Was? Unterschreiben? Warum denn?« — äußere ich sehr erstaunt.

— »Nun, daß Sie mit uns zusammenarbeiten werden!«

— »Was? Wollen Sie einen Spitzel aus mir machen?« — ich stehe auf.

— »Wieso Spitzel, was heißt hier Spitzel!« Auch er ist aufgestanden. »Kein Mensch will Sie zu einem Spitzel machen! Wir wollen lediglich, daß Sie Ihrer Pflicht als Sowjetmensch nachkommen!«

— »Und das muß man ausdrücklich unterschreiben?« antworte ich, bereits innerlich empört. »Also bin ich kein Sowjetmensch? Die Schule, die Armee haben mir getraut. Sie aber trauen mir nicht? Wenn Sie eine Unterschrift fordern, bedeutet das doch, daß Sie bezweifeln, ob ich ein echter Sowjetmensch bin!« — sage ich, bereits wütend geworden.

— »Natürlich wissen wir sehr gut, daß Ihnen die Schule, die Armee vertraut haben«, meint er jetzt beschwichtigend.

— »Also, einen Spion wollt Ihr aus mir machen, einen Spitzel« — antworte ich erregt.

— »Aber woher denn Spion«, erregt sich jetzt auch der Geheimdienstmensch und wird immer wütender, sobald ich das Wort Spion gebrauche. »Wir brauchen weder Spione noch Spitzel! Unterschreiben Sie mir, daß Sie Ihre Pflicht als Sowjetbürger erfüllen wollen!«

— »Und allein deshalb habe ich zu unterschreiben?« — frage ich jetzt ernstlich erbost zurück. »Wieso hat niemand früher so etwas von mir verlangt? Alle haben mir auch ohne Unterschrift vertraut!«

— »Wir aber nicht«, sagt er in strengem Ton. » . . . Übrigens möchte ich Ihnen noch etwas sagen. Wenn Sie sich weigern zu unterschreiben, werden Sie nicht eintreten . . . Unzuverlässige Leute lassen wir erst gar nicht zu . . . «

— »Müssen denn wirklich alle unterschreiben?«, frage ich ehrlich erstaunt zurück.

— »Nun, das ist unsere Angelegenheit. Ich will Ihnen mal was sagen — ich gebe Ihnen drei Tage Zeit zum Nachdenken. Kommen Sie dann zu mir nach Kazly Rüda, und jetzt sind Sie frei . . . «

Ich war aus allen Wolken gefallen. Niemand hatte mir jemals gesagt und niemals hätte ich geglaubt, daß so etwas unter unserer Staatsform möglich sei. Darauf war ich in keiner Weise vorbereitet. Ich hatte dem Geheimdienstmensch offenherzig ohne Hintergedanken oder Absichten geantwortet, gesagt, was ich dachte. Spitzel werden? Gott, das Vaterland verraten. Nein, niemals, niemals! Wie ließe sich auch Spitzeltum und Priesteramt miteinander vereinbaren?

Damals konnte ich das alles nicht begreifen . . . hielt die Sowjetverfassung für eine Realität, glaubte an sowjetische Humanität. War ja kaum 23.

Und wenn ich heute über die Sowjetmacht enttäuscht bin, sie geradezu hasse — so dank dieser Geheimdienstler, den wahren Beschützern der Sowjetregierung. Ihnen sei Dank. Aber Spion war ich nie und werde ich niemals sein. Als ich dann alles meinen Erziehern, den Priestern Kačergis und Žemaitis, erzählte, warfen die mir vor, ich hätte weniger heftig antworten, mehr Nachgiebigkeit zeigen und Schweigsamkeit üben sollen. Da wurde ich wütend auf die beiden. Wo waren sie früher? Warum habt ihr mich Schafskopf nicht gewarnt, daß solche Gespräche überhaupt möglich waren! Vielleicht hätte ich mich wirklich mehr beherrscht, mich weniger heißblütig herumgezankt. Aber unterschrieben — nein, niemals . . .

Als ich dann drei Tage später nach Kazly Rüda fuhr, war die Unterhaltung dort ziemlich kurz.

— »Nun, wenn du eben nicht unterschreibst, mach, was du willst, ist deine Sache!« Das war alles, was der Geheimdienstler zu sagen hatte, und ich konnte gehen.

An diesem Tag war ich bei Algutis von der Braziūkas-Familie. Der Vater kam gerade von Kaunas zurück und erzählte, Algutis und mich hätten die Behörden gestrichen. Diese Nachricht setzte mich schon nicht mehr in Verwunderung.

»Was für eine Ehre«, sagte ich, »eine leibhaftige Großmacht — ihre Sputniks umfliegen den Mond, Raketen sausen durch die ganze Welt — und siehe da, man fürchtet meine Winzigkeit . . . , hat Angst, ich könnte diese Staatsform zerstören . . . , eigentlich lächerlich.«

Doch im Herzen war etwas zerbrochen, etwas dunkel geworden . . . Doch brachte ich die Kraft auf, Maria selbst dieses Opfer zu bringen . . . Ich war der Gnade wohl nicht wert? . . . Im nächsten Jahr, vielleicht später — oder würde ich nie ein Priester werden dürfen? . . . Vielleicht bin ich unwürdig.

Auf dem Heimweg von Braziūkas schob ich mein Fahrrad vor mir her. Fahren konnte ich nicht. Ich mußte weinen, bitter weinen . . . Alle meine Hoffnungen hatten sich zerschlagen. Wie weiterleben, was tun, woran glauben . . . ? Aber auch in den Jahren 1961, 1962, 1963 erschien mein Name nicht auf den Listen. Der Staat hatte befohlen, keinen auch nur zu erwähnen, dessen Name einmal gestrichen worden war. Wir hatten die Bearbeitung durch den Geheimdienst nicht geschafft — also, schert euch davon, liebe Leute . . .

Wieder der Geheimdienst

Stellt euch vor, selbst in Pabradė haben sie mich aufgestöbert. Erscheint da eines Tages im Pfarrhaus ein Zivilist und lädt mich ein, zum Stadt-Exekutivkomitee zu kommen. Natürlich gehe ich mit, doch unten am Weg steht ein Pkw, an dem zwei Männer warten. Sie grüßen, sprechen mich mit meinem Vornamen an, dabei sehe ich sie zum ersten Mal in meinem Leben. Man fordert mich auf, im Wagen Platz zu nehmen. Ich steige ein, die beiden setzen sich zu beiden Seiten, das Fahrzeug fährt an.

Merkwürdig, wie lange das Auto sinn- und zwecklos alle möglichen Wege entlangfährt, und wir reden und reden . . . Man erkundigt sich, wie es mir gehe. Gut! Natürlich gut. Ob ich mit dieser Art Leben wirklich zufrieden sei? Natürlich bin ich das, und wie!

— »Na, und willst du immer noch Priester werden?« fragt man plötzlich.
— »Will ich, will ich nach wie vor, nur ihr laßt es nicht zu«, antworte ich leicht verärgert.

»Nun, alles hängt doch von dir selbst ab . . . Sollst nur nicht so eigensinnig sein. Wir sind ja gar nicht dagegen« — werde ich freundlich belehrt.

Ich schweige. Da meldet sich der andere:

— »In Višakio Rūda wohnst du anscheinend bei Marianer? Da weißt du sicher einiges über das Marianerkloster . . . «
— »Klar, eine ganze Menge«, behauptete ich kühn. In Wirklichkeit kümmerten mich die inneren Angelegenheiten des Klosters herzlich wenig, und ich wußte auch sonst wenig davon. Doch es machte mir richtig Spaß, etwas anzugeben.
— »Ich meine, wir würden schon eine gemeinsame Sprache finden«, ließ sich

jetzt der erste wieder vernehmen. »Übrigens, haben Sie nicht einen Brief aus der Kurie in Vilnius erhalten?« fragt man plötzlich.

— »Von der Kurie?« Ich war ehrlich erstaunt, denn ich kannte dort doch niemand.

— »Schon gut, schon gut«, beruhigte man mich, bringt mich nach Hause, rät mir nachzudenken und mich nach zwei Tagen beim städtischen Exekutivkomitee zu melden. Sie würden mich dort erwarten.

Natürlich habe ich die ganze Sache sofort Vytukas und Nikodemas erzählt. Die warnten: »Jonas, o Jonas, spiele nicht mit dem Feuer!« Doch mir machte die ganze Sache Spaß. Wie romantisch! Ich beschloß, unbedingt zu dem Treffen zu gehen. Doch noch am selben Tage kommt ein Brief. Handschrift unbekannt. Pfarrer S. Mažeika, Kanzler des Bistums Vilnius, lädt mich ein, ihn zu besuchen.

Erstaunlich, ich kenne ihn doch gar nicht! Auch Bedenken kommen auf, Kanzler der Kurie befassen sich wohl mehr mit dem Lebenswandel der Geistlichen, nicht der Organisten. Aber die Neugier, kaum auszuhalten!

Ich fahre also zum Besuch der Kurie nach Vilnius. Es empfängt mich ein hochgewachsener, ergrauter Priester. Es ist Pfarrer Mažeika.

Er fragt mich viel über das Seminar. Wollte alles tun, damit ich dort aufgenommen werde. Und bemerkt wiederholt, wie unter anderem, ich solle doch nicht so störrisch sein. Auf dem Heimweg begreife ich trotz angestrengtem Nachdenken nicht recht, warum mich der Kanzler eigentlich vorgeladen hatte. Sieht fast so aus, als wolle er mich in das Seminar regelrecht einschmuggeln. Na, so was!

Ich begab mich dann zu dem Treffen mit den Beamten des Geheimdienstes. Komisch, die wußten bereits alles von meinem Besuch bei Pfarrer Mažeika, ob er mir gefalle, was er mir angeboten und sonst noch erzählt habe. Plötzlich platzt einer der beiden heraus: »Siehst du wohl, auch der hat dir geraten, nicht so störrisch zu sein!«

Unser Gespräch in dem Zimmer wird dauernd von Außenseitern gestört. Die Beamten des Geheimdienstes bedauern das sehr. Schließlich schlägt einer vor:
— »Kannst du nicht selbst zu uns nach Vilnius kommen? Für die Fahrtkosten kommen wir auf!«

— »Warum eigentlich nicht? Wie soll ich euch aber finden?« frage ich.

— »Sagen wir Mittwoch. Am Kino Pergalė (Der Sieg), genau um eins. Warte bei der Reklamewand, gerollte Zeitung in der linken Hand.«

— »Gut! Werde bestimmt erscheinen«, sage ich zu.

Hier erwacht wieder die Romantik. Stellt euch nur vor — Jonas, fast ein Filmheld. Spaziert da herum, Zeitungsrolle, in der Hand, wird von irgendwem bemerkt, irgendwo hingeführt! Wie romantisch! Prachtvoll das Ganze!

Nur Vytukas und Nikodemas fauchen schon: »Jonas, Menschenskind, stecke nicht noch selbst den Kopf in die Schlinge! . . .« Trotzdem, am verabredeten Tage, zur bewußten Zeit, spazierte ich vor dem Kino Pergalė herum, Zeitungsrolle in der linken Hand. Nur wenig Passanten. Ich schaue dauernd um mich,

passte auf, von woher irgendein mir bekannter Typ wohl kommen mag, wie er wohl aussieht. Doch, nichts Auffälliges zu bemerken. Einen Augenblick vertiefe ich mich in die Reklame, da ist auch schon irgendein Kerl an mich herangetreten und sagt halblaut:

— »Folge mir in einem Abstand!« Und marschiert schon los, ohne mich richtig angesehen zu haben. Ich hinterdrein. Wie spannend, wie äußerst interessant! Wir gehen am Dzersinski-Klub vorbei, biegen in den Hof eines mehrstöckigen Gebäudes ein. Hier dreht er sich plötzlich um, lacht, streckt mir die Hand hin und sagt freundlich:

— »Grüß dich, Jonas! Bravo, daß du gekommen bist!«

Auch diesen freundlichen Menschen sehe ich zum ersten Mal in meinem Leben. Es war keineswegs einer der beiden aus Pabradë. Er geleitet mich in den zweiten Stock. Dort stellt er sich selbst und mich einem im Zimmer sitzenden soliden Mann vor. Sein Name ist mir entfallen, jedenfalls war er im Rang eines Majors. Der Name meines Begleiters übrigens war Sprindis, Rang nicht mehr in Erinnerung. Wir begrüßen uns, setzen uns. Es folgt wieder ein ähnliches Gespräch. Meist redet der Major.

— »Warum nur wollen Sie so sehr Priester werden? Sie haben die Mittelschule doch mit ganz gutem Erfolg abgeschlossen und könnten jede beliebige Hochschule besuchen«, meint der Major.

— »Nun, ich will es nun mal so und fertig«, antworte ich.

— »Gehen Sie doch z. B. auf eine Universität, dort gibt es alle beliebigen Spezialfächer.«

— »Nun, ich werde die Aufnahmeprüfung vielleicht erst gar nicht bestehen, habe schon soviel vergessen. Außerdem ist es jetzt schon zu spät, die Aufnahmeprüfungen sind längst vorüber.«

— »Nun, darum sorgen Sie sich bitte nicht. Wir werden schon helfen.« Er lächelt noch freundlicher.

— »Womit verdiene ich eigentlich so viel Wohlwollen?«

— »Sie brauchen doch nicht für die Kirche zu arbeiten. Sie tun uns einfach leid. Na, und überhaupt, ein junger Mensch gehört doch nicht in die Kirche«, klärt er mich auf.

— »Aber ich will nichts anderes werden als Priester. Mein ganzes Leben lang habe ich an nichts anderes gedacht«, gestehe ich offen.

— »Sicher, man kann auch Priester sein«, seufzt der Major. »Aber in diesem Falle müssen wir schon wissen, ob wir Ihnen trauen können.«

— »Bisher haben mir als Sowjetbürger alle vertraut«, rühme ich mich.

— »Uns genügt das nicht«, mischt sich mein Begleiter ein. »Sie verstehen doch, woran wir dabei denken?«

— »Spion zu werden, beabsichtigte ich aber keinesfalls«, platze ich heraus.

— »Kein Mensch fordert Sie auf, zu spionieren«, erklärt der Major. »Sie sollen ja nur mit uns zusammenarbeiten . . . Mag sein, daß wir Ihnen gelegentlich auch einen Auftrag geben. Sie legen dann Ihren Bericht an verabredeter Stelle

für uns nieder — und das ist alles. Kein Mensch wird auch nur ahnen, daß wir zusammenarbeiten. Sie brauchen weder mit Ihrem Namen noch Vornamen zu unterschreiben, sondern mit sagen wir z. B. *Bijūnas* (Päonie).«

— »Warum nicht *Jurginas* (Dahlie)«, frage ich naiv zurück.

— »Einen *Jurginas* haben wir schon«, lautet die ruhige Antwort. So ist das also.

— Im Blumenstrauß des Geheimdienstes fehlt noch ein *Bijūnas*. Einen *Jurginas* hat man schon, vermutlich auch eine *Narzisse*, sicher, selbstverständlich und knallrot dazu.

Doch hier wurde ich schwankend . . . Ich erinnerte mich plötzlich des unlängst gehörten Ausspruchs eines Geistlichen: »Selbst wenn man denen eine Unterschrift leistet, so ist das noch lange kein Verbrechen. Kein Mensch wird einen Kriegsgefangenen verurteilen, wenn er, um zu den Seinen zurückzukehren, die Uniform des Feindes anzieht . . . Denn er bleibt ja sich selber treu . . .«

So dachte auch ich mir: »Vielleicht wird mich dafür wirklich niemand verurteilen, vielleicht ist es wirklich kein Verbrechen? Wie gern möchte ich Priester werden —, und im Herzen werde ich niemals ein Verräter sein! Es ist wirklich nur eine Verkleidung, vorübergehendes Anlegen der gegnerischen Uniform . . .«

— »Hier ist Papier, schreiben Sie!« schlägt der Major vor.

— »Was soll ich denn schreiben?« frage ich zurück.

— »Nun, schreiben Sie — ich, der und der, verpflichte mich zur Zusammenarbeit . . .«

Ich griff nach dem Füllhalter und begann zu schreiben:

»Ich, Jonas Rakas, Sohn des Jonas, um in das Priesterseminar aufgenommen zu werden . . .«

»Nein, nein! So darf man nicht schreiben«, unterbricht mich der Major, der meiner Schreiberei über die Schulter zugeschaut hat. »Erwähnen Sie nichts von Seminar! Ist nicht nötig!«

— »Wieso, nicht nötig? Zu diesem Zweck schreibe ich doch überhaupt!« — äußere ich erstaunt.

— »Mir ist gleich, wenn auch zu diesem Zweck, aber schreiben darf man das nicht.«

Mein begonnener Schriftsatz wandert in den Papierkorb, mein Begleiter schiebt mir rasch einen neuen unbeschriebenen Bogen Papier zu.

Hier kam ich wieder zur Besinnung. Jonas, Jonas, was tust du da? War ich wirklich bereit, mich zu verkaufen? Haben die mich wirklich schon eingelullt? Tatsächlich? Mich ekelte vor mir selber.

— »Nun schreiben Sie noch mal von vorn!« — man schiebt mir ein weiteres Blatt Papier zu.

— »Nichts werde ich mehr schreiben«, sage ich mit Festigkeit.

— »Nun, mit Gewalt werden wir Sie nicht zwingen« — beruhigt mich der Major ziemlich freundlich. »Wir bemühen uns nur in Ihrem eigenen Interesse.«

— »Eine Priesterschaft erkauft um solchen Preis macht mich nicht froh!«

— »Nun, bitte, überlegen Sie sich das noch mal . . .«

Sie bieten mir Reisegeld an. Ich lehne ab. Man schlägt mir ein weiteres Treffen vor. Ich schweige. Beim Hinausgehen meint der Major noch beiläufig:

— »Gehen Sie jetzt noch mal zur Kurie, zu Pfarrer Mažeika. Er möchte mit Ihnen sprechen. Ihr beide seid doch miteinander bekannt.« Er lächelt.

Ich ging davon, schämte mich unsäglich vor mir selbst, wegen dieses Moments der Willensschwäche. Ich ging zur Kurie. Pfarrer Mažeika wartete schon.

. . . Und wieder war ich sehr erstaunt. Pfarrer Mažeika sagte mir genau dasselbe, wie die Beamten des Geheimdienstes. Nur eines betonte er dauernd und besonders:

»Wir brauchen dringend mehr Priester, gute Priester. Wir müssen uns bemühen, so viele Priester zu haben wie nur möglich, um jeden Preis. Und du willst doch so gern Priester werden, würdest ein guter Geistlicher abgeben . . . Nur, deine Eitelkeit und deinen Eigensinn müßte man zurechtbiegen im Interesse der Allgemeinheit . . .«

Es traf mich wie ein Schlag. Verstand ich doch sehr wohl, was dieser Kirchenbeamte damit sagen wollte. Ich begriff, erschrak wortlos und schwieg . . .

Weitere Treffen mit den Beamten des Geheimdienstes oder Pfarrer Mažeika haben nicht stattgefunden. Ich bekam noch einen Brief von ihm, in dem er mich einlud, ihn zu besuchen, fuhr aber nicht hin. Schämte mich vor mir selbst.

Doch bin ich noch einmal ins Seminar gefahren. Man hat mir gesagt, mein Name erscheine nicht einmal mehr in den Listen. Trotz Bemühungen des Geheimdienstes und des Kanzlers des Bistums Vilnius blieben mir die Pforten des Priesterseminars auch diesmal verschlossen.

(Auszug aus dem autobiographischen Buch »Warum ich nicht Priester wurde« von Jonas Kidulaitis-Rakas.)

NEUE PUBLIKATIONEN AUS DEM UNTERGRUND

Aušra (Morgenröte) Nr. 12 (52). Diese Nummer, erschienen im August, ist Viktoras Petkus, dem Mitglied der litauischen Helsinki Gruppe, gewidmet.

Tiesos Kelias (Weg der Wahrheit) Nr. 10 — erschienen Ende September d. J. *Rūpintojėlis* (Der Sorgende) Nr. 6 — Datum der Herausgabe — Oktober.

Perspektyvos (Perspektiven), die Nummern 1, 2, 3, 4. Erste Nummer erschien im Monat August. Jede Nummer ist jeweils einem Einzelthema gewidmet. Nr. 1: »Sozialismus, kommunistische Demokratie«. Nr. 2: A. Sacharov, »Mein Land und die Welt«. Nr. 3: M. Bask, »Der Rubikon«. Nr. 4: »Dank sei dir, Partei!« In der Einleitung schreiben die Herausgeber: Die »Perspektiven« werden aktuelle Probleme des täglichen Lebens behandeln, Möglichkeiten ihrer Lösung erörtern, den Lesern Gelegenheit geben, ihre Meinungen und Ansichten zu äußern. Die Publikation wird die Leser mit den Ansichten derer bekannt machen, die in der Sowjetunion wegen ihrer Überzeugung verfolgt, sogar in Gefan-

genschaft gehalten werden. Die »Perspektiven« wollen helfen Wege zu finden, die aus Sackstraßen hinaus zur Erneuerung führen, auf der Grundlage der Prinzipien wahrer Demokratie und internationaler Verpflichtungen.

Die »Perspektiven« werden nicht nur Originalartikel, sondern auch Studien größerer Umfangs bringen, die in der offiziellen Presse Sowjetlitauens zur Zeit nicht veröffentlicht werden können. Weiter vorgesehen sind auch Übersetzungen, allerdings nur von Autoren, die in der Sowjetunion wohnen oder gewohnt haben und wegen ihrer Ansichten bis zur Ausreise oder Verbannung ins Ausland verfolgt worden sind.

Die »Perspektiven« werden sich auch Artikel schärferer Kritik nicht enthalten, soweit sie Artikel 49 der Sowjetverfassung und Artikel 47 der Verfassung der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik nicht widersprechen, aber zulassen, daß Vorschläge in jeder Form gemacht werden zur Verbesserung der Arbeit und Korrektur von Fehlern der Staatsorgane (einschließlich der höchsten).

Alle Artikel in den »Perspektiven« sind als Diskussionsbeiträge gedacht — nach dem Prinzip der Achtung vor der Meinung des anderen, auch wenn du sie nicht teilst.

Die »Perspektiven« erwarten die Hilfe aller Volksgenossen bei Verbreitung und Bestärkung unabhängigen Denkens und möchten nicht nur Sammelobjekt von Liebhabern der Untergrundpresse bleiben.

Information

Bei Zusendung von Meldungen an die »Chronik der Litauischen Katholischen Kirche« wird gebeten, Vor- und Zunamen (falls bekannt) voll auszuschreiben und Abkürzungen in Initialen zu vermeiden.

Die Leser werden ebenfalls gebeten, der »Chronik der Litauischen Katholischen Kirche« Informationen über alle Gefangenen (außer kriminellen) mitzuteilen, unter Angabe von Datum und Grund der Verurteilung, gegenwärtige Haftanstalt und vermutliches Entlassungsdatum.

LITAUER, VERISS SIE NICHT:

P. Plumpa, N. Sadūnaitė, S. Kovalev, O. Pranskūnaitė, V. Lapenė, B. Gajauskas, V. Petkus und andere, die Fesseln der Unfreiheit tragen, damit Du frei leben und glauben kannst!